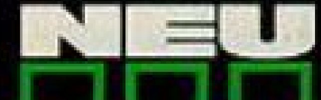
2,00 DM / Band 772
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Gericht der Toten

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Das Gericht der Toten

John Sinclair Nr. 772

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 20.04.1993

Titelbild von San Julian

Sinclair Crew

Das Gericht der Toten

Sie waren zu viert und schienen den allertiefsten Abgründen der Hölle entstiegen zu sein. Auch wenn sie sehr verschieden aussahen, waren sie doch allesamt Monster. Der mit den blutigen Lippen und dem Templerkreuz auf der Stirn, der mit dem grünlich schimmernden Schädel und dem von Geschwüren überwucherten Gesicht, der dritte, dessen Gesicht eine Kreuzung aus Hundemaul und Schweineschnauze zu sein schien, und der vierte, der durch seine spitzen Ohren und die Hörner auf dem Kopf auffiel.

Unterscheidungsmerkmale gab es also genug, aber die vier Monster hatten auch eine Gemeinsamkeit: Aus ihnen setzte sich das Gericht der Toten zusammen.

Lebten diese Ausgeburten der Hölle, oder vegetierten sie nur dahin? Sie wussten es selbst nicht. Doch es gab eine Kraft, die sie viele Jahre am Leben erhalten hatte.

Jetzt war es so weit! Die Kraft hatte sich wieder gemeldet, und die unheimlichen Vier hatten sich zusammengefunden. Sie würden wieder etwas tun. Eine Verhandlung stand an. Ein Gericht über einen Erzfeind.

Die Vier waren bereit. Sie warteten. Denn nur sie bildeten das Gericht der Toten!

***

Lemmy Stankowski ging noch einmal die Reihe der Frachtpapiere durch und fluchte leise, weil ausgerechnet der Bogen, der für ihn wichtig war, unter den anderen Papieren versteckt abgeheftet worden war. Es ging um die Fracht aus New York, um einen Gegenstand, der seine besondere Aufmerksamkeit verlangte. Das hatte man ihm nicht nur vom Zoll erklärt, sondern sogar von Scotland Yard. Ein gewisser Inspektor Suko hatte ihn angerufen und ihn gebeten, mit dieser Fracht – einem Sessel – besonders vorsichtig umzugehen.

Stankowski geriet ins Schwitzen. Wie immer war es in seinem Büro zu heiß, und Prudence, seine Sekretärin, hatte deshalb auch drei Knöpfe ihrer blauen Bluse geöffnet.

»Suchst du was, Lemmy?«, fragte sie scheinheilig.

Er warf den Aktenordner auf den Schreibtisch. Einige Gegenstände fingen an zu hüpfen. »Ja, verdammt. Das Schreiben über diesen besonders zu behandelnden Sessel, der heute angekommen ist. Es ist die einzige Fracht, die noch nicht abgefertigt wurde, weil einige Bullen hier auftauchen wollen, um sie sich näher anzuschauen. Sie wollen sich um alles selbst kümmern, Du kennst sie ja.«

Prudence lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. Sie war dreißig, geschieden, jetzt wieder scharf und hatte sich ihre Haare hennarot färben lassen, um bei den Kerlen noch mehr aufzufallen. Zudem trug sie immer BHs, die ihre Brüste wie Ballons hervorhoben.

»Ist was?«

»Wieso, Lemmy?« Sie warf ihm einen Handkuss zu. »Bei mir ist immer was. Und auch immer was los.«

»Hör auf mit dem Mist!«

»Haha. Das hast du aber nicht gesagt, als du mich vor knapp einer Woche gebumst hast.«

»Das war vor einer Woche, Pru. Heute suche ich die verdammten Papiere für den Stuhl.«

»Dann frag mich doch!«

Lemmy verdrehte die Augen. »Und warum, bitte schön, sollte ich das tun?«

»Weil ich es weiß.«
Stankowski stierte Prudence an. Er wollte nicht rot werden, doch er konnte nicht anders. Er stand dicht vor dem Platzen, und dieses scharfe Weib hockte da und grinste. »Hör zu, Pru, ich hoffe, dass du genau weißt, was du da gesagt hast.«
»Immer doch.«
»Gut«, flüsterte er, »sehr gut. Wo also ist das verdammte Frachtpapier?«
Prudence streckte ihren rechten Arm aus. Mit spitzen Fingern griff sie nach einem auf ihrem Schreibtisch liegenden Blatt. »Hier ist es, lieber Lemmy. Genau hier, denn du hast es mir selbst gegeben. Erinnerst du dich nicht mehr daran?«
Stankowski schloss die Augen. Heiliger Zampano, dachte er. Lass mich ganz ruhig bleiben und nicht zum Tier werden. Sonst kann ich für nichts garantieren.
»Willst du es nicht an dich nehmen?«, flötete Prudence.
»Ja, gern«, stöhnte er und öffnete die Augen. Er schnappte das Blatt und ließ sich auf seinen Stuhl fallen.
Prudence schmollte. »Etwas netter könntest du schon zu mir sein. Schließlich bin ich nicht deine Ehefrau.«
»Was hat die denn damit zu tun?«
»Ich meine nur.«
Lemmy faltete das Papier zusammen und steckte es in seine Innentasche. »Hör zu, Pru, es ist mir egal, was du meinst oder was du nicht meinst. Nerv mich nur nicht. Ich habe schon Stress genug mit dem bekloppten Sessel.«
Sie nickte. »Das habe ich ja erlebt.«
Er stand auf. »Jetzt werde ich verschwinden. Sollte man sich um mich reißen, ich bin in der Lagerhalle A.«
»Verstanden.«
Er ging kopfschüttelnd aus dem Büro, ohne Prudence noch einen Blick zu gönnen. Was diese Weiber sich einbilden, dachte er, nur weil man einmal mit ihnen geschlafen hat. Er schwor sich, Prudence von ihrem hohen Ross herunterzuholen, doch er dachte auch daran, dass sie es tatsächlich fertig brachte und seiner Frau etwas erzählte.
»Kommt Zeit, kommt Rat«, murmelte er und entschied sich dafür, die Treppe zu nehmen.
Bewegung tat gut. Gerade bei ihm, denn er hatte zwanzig Kilo Übergewicht. Lemmy gehörte zu den Menschen, die behaupteten, auf ihren Bauch stolz zu sein, es aber nicht waren. So ein Bauch war hinderlich, nicht nur beim Schuhe zuschnüren, auch sonst.
Lemmy war sehr behaart, was Prudence angetörnt hatte. Da nahm sie auch den Stiernacken in Kauf und das nicht gerade männliche Gesicht.
Durch die schmalere Hintertür verließ er das schalldicht isolierte

Bürogebäude und trat ein in den Lärm der hier immer startenden und landenden Maschinen. In Heathrow gab es so gut wie keine Ruhe, da war immer etwas los.

Stankowski war so etwas wie ein Abteilungsleiter. Ihm unterstand die Halle A und damit auch die besondere Fracht. Oft genug trafen Waren ein, die unter einem besonderen Schutz standen. Während des Golfkriegs hatten sie hier Gold gelagert, das irgendein Scheich aus Kuwait im letzten Moment außer Landes gebracht hatte.

Jetzt lagerte in einem abgeteilten Teil der Halle A nur ein wertvoller Gegenstand, eben dieser Stuhl.

Lemmy hatte es sich abgewöhnt, sich darüber Gedanken zu machen. Klar, es gab bestimmt alte Stühle, die wertvoll waren, aber deswegen so ein Theater zu machen. Um ihn auszupacken, waren Spezialisten einer Londoner Spedition gekommen. Stankowski hatte das Möbelstück nicht einmal zu Gesicht bekommen, aber das würde sich bald ändern.

Er holte schon den flachen Schlüssel aus der Tasche, um eine Seitentür der Halle zu öffnen, in der es sogar klimatisierte Räume für besonders empfindliche Produkte gab. Schlüssel und Knauf ließen sich gut drehen, und wenig später hatte Lemmy Stankowski die Tür aufgezogen.

Er pfiff eine Melodie vor sich hin, als er die Halle betrat. In einem schmalen Gang blieb er stehen und zählte die Türen ab. Es war still in der großen Halle.

Die dritte Tür war es. Wieder holte er einen Schlüssel hervor. Kaltes Licht verlieh der Umgebung einen zarten Blauschimmer.

Mit dem Knie stieß er die schwere Tür auf. Da sah er in dem gleichen kalten Licht den Sessel.

Trotzdem glaubte Lem Stankowski, verrückt zu werden. Er zweifelte an seinem Verstand, denn der Gegenstand, auf den er starrte, bestand aus bleichen Knochen…

***

Lemmy wusste nicht, wie lange er sich nicht gerührt hatte. Sehr viel Zeit hatte das nicht in Anspruch genommen, denn er hörte, wie die Tür hinter ihm zufiel. Da regte er sich wieder. Zuerst zwinkerte er mit den Augen, weil er tatsächlich glaubte, dass sich dieses makabre Bild auflösen würde. Es war nicht der Fall. Der aus Knochen bestehende Sessel stand nach wie vor auf seinem Platz, und in der Mitte der Nackenlehne wuchs ein bleicher Totenschädel hoch mit leerem Maul und leeren Augenhöhlen.

»O Scheiße!«, sagte er nur. »Das gibt es doch nicht! Das darf doch nicht wahr sein.« Lemmy wollte eigentlich verschwinden. Er brauchte sich ja nur umzudrehen und wegzulaufen, es war alles so einfach,

doch er brachte es nicht fertig.

Er blieb stehen und starrte das Knochengebilde an, das auf ihn eine ungewöhnliche Faszination ausübte. Ja, es war ein Drang, den er spürte. Der Knochen-Sessel lockte ihn an, damit er sich darauf setzte.

Stankowskis Lippen zuckten. Dann grinste er. Es geschah automatisch, nicht einmal bewusst.

Der Stuhl – es lag einfach am Stuhl. Ein Gebilde aus Knochen, toten Knochen, und gleichzeitig irgendwie lebend, als wäre er als Lockvogel hingestellt worden.

Lemmys Blick war gewandert und hatte die Stuhllehne erreicht. Er konnte den blanken Knochenschädel einfach nicht übersehen. Der fleisch- und haarlose Kopf war direkt in die Lehne integriert, und Stankowski erlebte etwas, über das er so leicht nicht hinwegkam. Er hatte festgestellt, dass eben dieser Stuhl nicht aus mehreren Teilen zusammengesetzt worden war, sondern aus einem einzigen bestand. Das war einmal ein Mensch gewesen.

Jetzt stand das Stuhlgerippe vor ihm.

Er schluckte.

Der Speichel schmeckte bitter. Schweiß bedeckte seine Handfläche ein glatter Film. Der Stuhl bewegte sich nicht. Er konnte sich auch nicht bewegen. Warum habe ich dann den Eindruck, als würde er zittern?

Lemmy kam nicht darüber hinweg Oder beschränkte sich dieses Zittern allein auf den Schädel?

Nein, auch nicht. Aber da tat sich etwas anderes. Seiner Meinung nach bewegte sich die Mundpartie des Kopfes. Ihm schien es, als würde das Skelett etwas kauen.

Lemmy hob den Arm. Um einen Schrei oder einen anderen Laut zu unterdrücken, presste er die Hand auf seinen Mund. Erst jetzt kam ihm der Schrecken richtig zu Bewusstsein, der von diesem Skelett-Sessel ausströmte. Die Faszination und die Lockung blieben trotzdem. Er hatte längst erkannt, dass der Sessel etwas Besonderes, sogar etwas Einmaliges war, und dass er die Chance erhielt, mit ihm in Kontakt zu treten. Er brauchte nur die letzten Schritte zu gehen, sich zu drehen und dann auf dem ihm weich vorkommenden Sitzkissen Platz zu nehmen. Das war alles.

So leicht…

Seine Bewegungen waren trotzdem schwerfällig. Die Sohlen schleiften über den glatten Boden. Stankowski bewegte schnüffelnd seine Nasenlöcher. Er saugte einen bestimmten Geruch ein, den er erst jetzt wahrnahm. Diesen Geruch kannte er nicht. Doch, er kannte ihn, er war ihm trotzdem fremd, weil er nicht so oft damit konfrontiert wurde.

Roch die Umgebung eines alten Friedhofs so, eines modrigen Platzes,

einer Abfallhalde?
Der Geruch des Todes umkreiste ihn. Und es gab keinen Zweifel, dass er seinen Ursprung in dem Gegenstand hatte, der zum Greifen nahe vor ihm stand.
Lemmy Stankowski wollte die Theorie in die Praxis umsetzen. Er schluckte den bitteren Speichel hinunter. Wie in einer Sauna kam er sich vor. Die Umgebung war einfach dumpf, die Luft hatte an Schwere zugenommen. Wenn er sie einatmete, füllte sie seinen Mund wie ein träger Stoff aus.
Mit beiden Händen fasste er nach der Lehne. Er legte sie um die abgerundeten Enden und hatte eigentlich damit gerechnet, brüchiges Knochenwerk zu erleben. Deshalb wunderte er sich schon, wie hart das Gebein war.
Der Drang in seinem Innern nahm zu. Lemmy erreichten ungewöhnliche Befehle. Er hatte den anderen Kräften gegenüber sein Hirn geöffnet, damit diese freie Bahn bekamen und den Kontakt verstärkten.
Da wollte jemand etwas von ihm. Einer, den er nicht kannte. Ein Etwas, kein Mensch, war es etwa der Stuhl, der diese Gedanken ausschickte?
Lemmy konzentrierte sich auf den Schädel. In den dunklen, leeren Augenhöhlen hatte sich im Prinzip nichts verändert. Sie waren noch immer düster, aber tief in ihnen lebte etwas. Lemmy sah es nicht, es war einfach schwarz, aber er empfand es als bedrückend. Es war eine ungeheure Kraft, die dort schwebte und sich eingenistet hatte.
Eine Macht, die er sich nicht erklären konnte. Sie war da, sie war schon immer da gewesen, sie entstammte einer anderen Zeit.
Plötzlich wusste er Bescheid. Die Kraft war stärker als ein Mensch.
Setzen! Es war ein Befehl. Ein Wort nur. Die zwei Silben jedoch durchdrangen sein Hirn wie scharfe Lanzenstiche. Lemmy wusste sofort, dass er diesem Befehl nicht entgehen konnte. Er war nicht mehr derjenige, der die Akzente setzte. Dafür sorgten andere, der Sessel zum Beispiel.
Gleichzeitig fragte sich Lemmy, wie so etwas überhaupt möglich war. Wie konnte ein Gegenstand Macht über einen Menschen erlangen? Als seine Gedanken so weit gediehen waren, da saß er bereits auf dem Knochen-Sessel. Das weiche Kissen gab ihm für einen Moment das Gefühl, in die Tiefe zu schweben. Lemmy war etwas durcheinander. Leichte Kopfschmerzen erreichten ihn.
Weich und sicher…
Er blieb sitzen. Aber er erlebte die Welt nicht mehr so, wie er sie kannte. Sie war plötzlich anders geworden. Der sitzende Lemmy hatte den Eindruck, als würden sich die Wände von ihm entfernen.
Dabei schienen sie lautlos auf Schienen wegzugleiten, sodass zwei

Dinge immer mehr in den Mittelpunkt traten.
Der Sessel und er!
Lemmy schluckte. Noch immer schmeckte der Speichel bitter. Hinter den Augen spürte er einen gewissen Druck.
Lemmy blieb still sitzen. Er hob nur seine Arme leicht an und legte sie auf die Lehnen. Erst als er diese Haltung eingenommen hatte, lehnte er sich zurück.
Der erste Kontakt mit den Knochen ließ ihn zusammenzucken. Für einen Moment befürchtete er, das Gerippe könnte unter dem Druck zusammenbrechen, doch das geschah nicht.
Vieles schoss durch seinen Kopf. Das meiste, so gestand er sich selbst ein, war Unsinn.
Nur ein Gedanke kam ihm nicht. Niemand gab ihm den Rat, sich zu erheben. Auch sein Inneres nicht. Keine Stimme meldete sich warnend, der gesamte Sessel hatte ihn für sich eingenommen, und er fühlte sich bereits mit ihm verwachsen.
Er und der Knochen-Sessel waren so etwas wie ein Team geworden. Lemmy lauschte in sich hinein, ob er sich dabei wohl fühlte.
Negative Gefühle konnte er jedenfalls nicht feststellen, nur so etwas wie Neugierde und das Warten auf eine neue Überraschung.
Sie kam bestimmt…
Er atmete tief durch. Die Luft war noch okay. Vielleicht roch sie ein wenig anders. Das konnte auch an seinem eigenen Schweiß liegen.
Der Druck in seinem Kopf nahm zu. Hinter den Schläfen pochte es, als wollte es ihm eine Warnung vermitteln.
Lemmy hielt die Augen weit geöffnet. Es kam ihm gar nicht mehr in den Sinn, dass er in einem Skelett-Sessel hockte. Der Effekt der Gewöhnung war bei ihm voll durchgeschlagen. Er fühlte sich seltsamerweise gut und wohl.
Ich sitze auf einem Thron, dachte er. Ich sitze dort, und ich herrsche über ein Volk!
Seine Augen leuchteten. Die Lippen zuckten. Das Lächeln nahm an Breite zu. Stankowski saß zwar noch immer in einem bestimmten Teil der Lagerhalle, das allerdings war ihm nicht mehr bewusst. Er glaubte eher daran, dass sich die Wände verschoben hatten. Sie waren zurückgetreten, sie hatten sich geöffnet und die Sicht auf andere Dinge freigegeben.
Er schaute hinein in die Tiefe, die er sich selbst nicht erklären konnte. Alles war anders geworden. Er sah Dinge, die er zuvor nie gekannt hatte.
Eine Landschaft!
Nein, keine Landschaft. Andere Sachen. Einen Raum…
Er nahm einen schrecklichen Geruch wahr. Es stank nach verwesten Leichen. Er hörte grunzende Laute, die in seinen Ohren widerhallten,

und er sah auch die schattenhaften Gestalten, die sich in dieser anderen Welt aufhielten.

Sie drängten nach vorn. Sie wollten ihn sehen, sie wollten zu ihm, weil sie Botschaften für ihn hatten.

Gesichter erschienen im Nebel. Fratzen auf der einen Seite, auf der anderen die bleichen Totengestalten, die sich lautlos durch einen Raum bewegten.

Sie schwebten dahin. Der Gestank begleitete sie. Gift und Pestilenz, ein wahrer Höllengeruch, den auch Lemmy auf seinen Schleimhäuten spürte. Er hielt die Augen fest geschlossen, trotzdem sah er alles! Es war ihm, als würden sich die Bilder in seinem Hirn festsetzen.

Dicke, grünbraune Schwaden trieben dahin. Zuckende Hände bewegten sich durch den Nebel. Sie nahmen an Größe zu, und Lemmy befürchtete, von ihnen erdrückt zu werden.

Es passierte nicht, denn die Hände zogen sich wieder zurück, als hätten sie ihre Aufgabe erfüllt. Nur der Geruch blieb. So bedrückend, so ätzend, einfach widerlich. War es ein Traum gewesen?

Lemmy konnte es nicht sagen.

Das andere aber, das plötzlich über ihn kam, war jedenfalls kein Traum. Die eisige Berührung der Totenfinger an seinem Hals…

***

Lemmy Stankowski blieb starr sitzen. Er konnte sich nicht mehr bewegen. All das, was er vor Sekunden noch wahrgenommen hatte und sehr wichtig für ihn gewesen war, fiel zusammen wie ein Kartenhaus. Die Traumwelt hatte sich in ihre Dimensionen zurückgezogen. Für Lemmy gab es nur noch die normale Realität, aber auch die hatte sich für ihn eben auf eine schreckliche Art und Weise verändert.

Kalte Klauen an seinem Hals!

Er überlegte, obgleich es ihm schwer fiel. Er kam nicht mal dazu, klare Gedanken zu fassen. Alles verschwamm in einem Nebel, nur merkte er sehr deutlich, wie die andere Kraft dabei war, ihm die Luft abzudrücken. So etwas konnte in diesem Fall nur durch dünne Skelettfinger geschehen, die sich um seinen Hals gelegt hatten. Eisige Totenhände, hervorgekrochen aus einer tiefen Gruft.

Nur hatte er keinen gesehen, dem er so etwas zugetraut hätte. Das war eigentlich nicht möglich. Für ihn gab es nur eine Lösung. Der kalte Druck musste in einem unmittelbaren Zusammenhang mit diesem außergewöhnlichen Knochen-Sessel stehen. Trotz dieser Klammer versuchte er, seinen Kopf zu bewegen. Er wollte sehen, weshalb und vor allen Dingen wer es war, der ihn hielt.

Lemmy stöhnte auf.

Nichts ging mehr. Sein Kopf blieb starr. Dafür hob er beide Arme an.

Das wiederum klappte, auch wenn er den Eindruck hatte, es würden Bleigewichte daran hängen. Lemmy schaffte es einfach nicht, seine Hände hoch bis an den Hals zu bringen. Auf halber Strecke fingen sie an zu zittern. Dann waren sie so schwer geworden, dass sie wieder zurückfielen.

Sie krachten auf die Knochenlehnen. Für einen Moment zitterte der Sessel, aber er brach nicht zusammen. Das Knochengerüst hielt wie starkes Eisen.

Lemmy begriff es nicht. Seine Gedankenwelt war ins Stocken geraten. Selbst die innere Warnung funktionierte nicht mehr. Lemmy fand sich mit dem Gedanken ab, dass eine andere Macht die Kontrolle über ihn erlangt hatte. Er schaffte es nicht mehr, ihr etwas entgegenzusetzen. Diese Macht war ungemein stark. Sie war wie ein Rausch, und sie würde ihm keine Chance mehr lassen.

Etwas anderes kam hinzu. Beim ersten Mal spürte er nicht, wie furchtbar es war. Etwas sickerte aus seinem Hals. Es war warm, gleichzeitig kühl und feucht.

Blut!

Wie ein Blitz schoss ihm der Gedanke durch den Kopf. Ja, das war Blut. Die Totenhände mussten ihm mit ihren spitzen Krallen die Haut aufgerissen haben. Nun rannen die kleinen Blutstreifen herab, und er hörte hinter sich, dabei sehr nahe an seinen Ohren, ein leises Klacken und Zischen. Dazwischen knirschende Geräusche, und die Bewegung direkt hinter seinem Kopf war für ihn ebenfalls zu spüren.

Es gab nur eine Erklärung.

Wenn kein anderer heimlich den Raum betreten hatte, dann war es der Knochenschädel gewesen, der sich bewegte und ihn berührte.

Aber der war doch starr gewesen…

Der Druck nahm zu. Die Luft war knapp. Zudem blieb die Bewegung nicht mehr auf die Rückseite des Sessels beschränkt, der gesamte Stuhl zitterte.

Lemmy konnte es nicht ausgleichen. Unter ihm schob sich das Sitzkissen zusammen. Es bildete in der Mitte eine dicke Kuhle und stieg an den Seiten hoch.

Er sackte ein.

Der Knochen-Sessel schluckte ihn. Die Gebeine waren weicher geworden. Nicht aber der Druck um seinen Hals. Auch der böse Schmerz war noch vorhanden.

Er wollte schreien. Den Mund konnte er noch weit öffnen, der Schrei aber blieb auf halbem Wege stecken, als hätte man etwas in sein Maul gestopft, sodass nur ein dumpf klingendes Würgen über seine Lippen drang.

Und der Schmerz steigerte sich. Er wurde zu einem Reißen. Sein Hals schien zerfetzt zu werden. Glühendes Eisen hatte die Haut

umklammert.

Schmerzen, Schmerzen – keine Luft mehr…

Das alles nahm er mit in den Tod. Furchtbare, letzte Eindrücke aus einem ansonsten normalen Leben…

***

»Nein, nein, er hat nicht gesagt, wann er zurückkehrt«, sagte die Frau, die Prudence Miller hieß, in ihrem Büro hinter dem Schreibtisch saß und sich jetzt, wo ihr Chef weg war, wie eine kleine Königin in einem Minireich vorkommen musste. »Da müssen Sie sich eben noch gedulden, meine Herren.« Sie genoss ihren Auftritt, und auf ihren Lippen blieb ein maliziöses Lächeln zurück.

Gedulden, hatte sie gesagt. Genau das wollten Suko und ich nicht.

Wir hatten schon zu lange Geduld gezeigt. Besonders mein Partner, der den makabren Skelett-Sessel, den ich für hundertvierzigtausend Dollar ersteigert hatte, nur aus Erzählungen kannte. [1]

Das Geld hatte mir Bill geliehen. Ich wollte es ihm aus einem Fond wieder zurückzahlen. Ich hatte diesen Sessel einfach haben müssen, weil ich davon überzeugt gewesen war, dass er mit den Templern und auch meinem eigenen Schicksal in der Vergangenheit zusammenhing.

»Wo ist er denn?«, fragte Suko. Miss Miller hob die Schultern.

»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Im Lager.«

»Wie schön. Es ist ja so klein.«

»Kommt darauf an.«

Suko schaute die Frau an. Sie hatte einen Knopf zu viel an ihrer Bluse geöffnet, um noch seriös zu wirken. Der dunkle Rock war auch nicht sehr lang und »verkürzte« sich noch mehr, weil sie die Beine übereinander geschlagen hatte.

»Wir müssen zu ihm!«, beharrte Suko.

»Das wollen viele.«

»Sie wissen, dass wir Druck ausüben können.«

Prudence hatte Suko falsch verstanden. »Wollen Sie mich foltern?«, fragte sie spöttisch. »Man hört ja immer wieder, dass Bullen so etwas tun. Kann ich verstehen, wenn…«

»Halten Sie den Mund!« Diesmal war mir der Kragen geplatzt, und meine scharfen Worte ließen sie tatsächlich verstummen. »Ich will Ihnen etwas sagen, Miss Miller. Wir haben gewisse Vollmachten, die es uns erlauben, Sie zu zwingen. Es kostet uns nur einen Anruf bei Ihrem obersten Chef. Ich weiß nicht, wie viel Ihnen dieser Job hier wert ist, aber versetzt werden möchten Sie doch sicher nicht.«

Sie überlegte. Sie wurde rot. Dann nickte sie. »Aha, so ist das also, ihr feinen Herren. Ihr versucht mich unter Druck zu setzen. Klar, was kann man schon von Polizisten erwarten? Bestimmt nicht viel.«

»Das hat damit nichts zu tun. Es geht uns um den Sessel, der mir

gehört, weil ich ihn in New York ersteigert habe. Ich gebe Ihnen fünf Sekunden, Miss Miller.«

»Brauchen Sie gar nicht. Er ist in Halle A.«

»Wunderbar. Und wo finden wir die?«

Prudence Miller erhob sich. Sie ging zu einem Fenster und vergaß dabei nicht, mit den Hüften zu wackeln, weil sie ihre Wirkung auf Männer immer wieder ausprobieren wollte.

Ich war ihr gefolgt. »Der Komplex da hinten.« Sie zeigte schräg nach links. »Dieser große Würfel ist die Halle A. Sie aber müssen in den flacheren Anbau, wo die wertvollere Fracht gelagert wird. Verstanden?«

Sie drehte sich so schnell um, dass ich nicht mehr zurücktreten konnte und von ihrem Busen gestreift wurde.

Ich quittierte es mit hochgezogenen Augenbrauen, sie mit einem spöttischen Lächeln.

»Wie lange ist Ihr Chef eigentlich schon weg?«, fragte Suko.

»Keine Ahnung. Mindestens eine halbe Stunde. Was mich ehrlich gesagt schon wundert.«

»Und er wollte nur nach dem Sessel schauen?«

»Eigentlich ja.«

»Hatte er denn einen Grund?« Suko ließ nicht locker.

Miss Miller runzelte die Stirn. »Weiß ich nicht so genau. Er hat jedenfalls das Frachtpapier mitgenommen. Es kann sein, dass er etwas vergleichen wollte.«

»Ah ja…«

»Wenn Sie ihn sehen, bestellen Sie ihm schöne Grüße. Er wird auch hier verlangt.« Als wollte das Telefon ihre Worte bestätigen, fing es an zu tuten.

Für uns war es das Abschiedssignal. Wie verließen das Büro, und Suko schüttelte den Kopf. »Das ist vielleicht eine Tante«, sagte er, »wie in einem Witzblatt.«

Ich grinste. »Glaubst du denn, dass die mit dem Computer umgehen kann?«

»Das frage ich mich auch.«

Durch die gläserne Außentür betraten wir die normale Umgebung des Flughafens, was auch zu hören war, denn die Geräusche der startenden und landenden Maschinen waren hier die ständige Begleitmusik.

Die Halle A war einfach nicht zu übersehen. Sie stand da wie ein Turm, und auch den Anbau sahen wir. Er schmiegte sich an sie wie eine eckige Schulter.

Wir gingen nebeneinander. Zweimal mussten wir knallgelb gestrichenen Gabelstaplern ausweichen. Einer der Fahrer schimpfte hinter uns her.

Wie es sich gehörte, hatte der Anbau auch eine Tür. Sie quietschte, als wir sie öffneten. Wieder gelangten wir in eine andere Umgebung. Dieser Teil der Halle war nicht so gut isoliert, weil hier nicht so wertvolle Fracht gelagert wurde. Das änderte sich, als wir den Hinweisschildern folgten und einen abgetrennten Teil erreichten.

Wir wussten es nicht genau, wir gingen einfach unserer Nase nach und betraten einen Gang, von dem mehrere Türen abzweigten. Dieser Teil innerhalb der Halle war als Container errichtet worden, aber man hatte für eine gleichmäßige Temperatur gesorgt.

Kaltes Kunstlicht bestrahlte uns. Wir blickten uns um. Um Stankowski zu finden, mussten wir alle Türen öffnen und nachschauen.

Als ich damit anfangen wollte, hielt mich Suko zurück. »Riechst du nichts?«, fragte er.

»Nein, wieso?«

Suko drehte sich auf der Stelle. »Ich habe das Gefühl, als würde es hier nach einem ätzenden Rauch stinken, und zwar nach einem bestimmten, den wir genau kennen.«

»Denkst du an den Teufel?«

»Genau.« Er drehte sich um. Ich ließ ihn vor mir hergehen, und Suko kam mir vor wie ein Spürhund, der eine bestimmte Fährte aufgenommen hatte und sich davon nicht mehr abbringen ließ.

Vor einer Tür blieb er stehen. »Dahinter, John, werden wir die Quelle des Geruchs finden.«

»Dann öffne mal.«

Er tat es. Die Tür quietschte in den Angeln. Es war wie der dünne Ruf eines alten Klageweibs. Gleichzeitig eine Warnung und das Wissen, etwas Schlimmes zu sehen.

Es war auch schlimm, und schlimmer hätte es nicht kommen können. Was wir sahen, jagte uns beiden einen Schauer über den Rücken.

Das war nicht zu fassen, das war einfach grausam und furchtbar.

Wir sahen den Knochen-Sessel, doch er war nicht leer. Eine zusammengesackte Gestalt saß auf dem Kissen. Den Kopf zur Seite gelegt, den Hals durch zahlreiche Wunden verunstaltet, und die Gestalt klammerte sich an dem Sessel fest, als wäre er der letzte Rettungsanker.

Eine der Wunden an seinem Hals war tödlich gewesen!

Neben mir stöhnte Suko leise auf. »Das also ist der Sessel«, sagte er flüsternd. »Dann wird der Tote höchstwahrscheinlich Lemmy Stankowski sein, nehme ich an.«

»Das wird hinkommen.« Ich kannte meine Stimme kaum wieder.

Gedanken und Erinnerungsfetzen schossen mir durch den Kopf.

Schon in New York hatte der Skelett-Sessel ein Opfer gefordert. Da war der Mörder allerdings eine schattenhafte, geistartige Gestalt

gewesen, der Hüter des Sessels, wie ich wusste. Durch die Kraft meines Kreuzes war diese Gestalt vernichtet worden. Ich hatte angenommen, dem makabren Möbelstück den Großteil seiner Wirkung genommen zu haben. Wenn ich auf den Toten schaute, musste ich meinen Irrtum einsehen.

»Ja«, sagte Suko, »damit haben wir wohl beide nicht gerechnet – du auch nicht, oder?«

»Bestimmt nicht.«

»Wer?«

Ich schüttelte den Kopf, weil ich Sukos Frage nicht konkret beantworten konnte. Mir kam sogar in den Sinn, dass der Sessel selbst der Mörder hätte sein können, und ich machte mich auf den Weg, um ihn zu umkreisen.

Auf der Rückseite blieb ich stehen. Vor mir wuchs der hintere Teil des Schädels hoch. Auch seine Knochen waren mit kleinen Blutspritzern bedeckt. Nur konnte ich beim besten Willen nicht erkennen, wie dieser Mann ums Leben gekommen war. Es blieb nur die Möglichkeit, dass der Sessel für diesen Mord verantwortlich war.

Ein verrückter Gedanke, aber nicht so ohne weiteres wegzuschieben. Hier tat sich etwas, der Sessel hatte reagiert, und er war seiner schlimmen Kräfte nicht beraubt worden.

Suko stand noch vor dem Sessel. Er schaute über die Lehne und auch den Schädel hinweg. »Hast du etwas erkennen können?«

»Nein.«

Ich hatte ihn in alle Details eingeweiht. So war es ganz natürlich, als er sich nach dem Hüter und Sucher erkundigte.

»Nein, Suko, den habe ich vernichtet.«

»Und wenn nicht?«

»Doch, ich habe es. Oder ich kann mein Kreuz wegwerfen, wenn es nicht mehr auf meiner Seite steht.«

»Schon gut, John. Nur sage ich dir, dass wir jetzt umdenken sollten. So schnell wirst du den Sessel wohl nicht nach Frankreich schaffen, obwohl der Abbé darauf wartet.«

Ich gab meinem Freund Recht. »Wir behalten ihn noch hier und werden uns mit ihm beschäftigen.«

Suko hatte mir kaum zugehört. Er war dicht an den Toten herangetreten und untersuchte dessen Hals. »Die Haut sieht aus, als wäre sie von zahlreichen Bissen malträtiert worden. Aber wer, zum Teufel, hat hier gebissen oder die Wunden zugefügt?«

»Der Schädel?«

»Glaubst du daran?«

Ich stieß die Luft zischend aus. »Solange ich keine andere Möglichkeit finde, gehe ich davon aus. Ich weiß selbst, dass es weit hergeholt ist, aber…«

Er unterbrach mich. »Du hast doch bisher nur den Sessel bewegungslos erlebt.«
»Natürlich. Deshalb bin ich ja so überrascht. Was immer hier geschehen ist, es wird uns vorerst ein Rätsel bleiben. Für mich steht fest, dass der Skelett-Sessel mehr Geheimnisse birgt, als wir bisher herausgefunden haben.«
Suko lächelte schief. »Soll ich die Kollegen alarmieren?«
»Ja, tu es.«
Er ging. Bevor er mich passierte, schlug er mir auf die Schulter.
»Gib auf dich Acht.«
»Keine Sorge, ich kenne diesen Sitzplatz.«
Suko deutete auf das Möbel. »Für mich ist er so etwas wie der Vorgänger des elektrischen Stuhls. Nur noch grausamer. Man war damals eben nicht so perfekt und hatte sich auf andere Kräfte verlassen.«
Er ging und ließ mich zurück.
Suko hatte Recht gehabt. Der Geruch, der uns schon im Flur aufgefallen war, hatte sich hier verstärkt. Der Sessel war die Quelle. Das merkte ich, als ich mich bückte und diesen alten Leichengestank aufnahm, der aus den Knochen drang.
Ich verfluchte ihn innerlich.
Plötzlich hasste ich ihn. Hatte dieses Sitzmöbel tatsächlich einmal Hector de Valois gehört, der Person, die ich einmal vor Jahrhunderten gewesen war?
So recht daran glauben wollte ich nicht. Nein, das traute ich meinem geheimnisvollen Ahnherrn nicht zu, denn er stand auf einer ganz anderen Seite.
Ich wusste aber noch mehr. Eine zweite Gruppe wollte den Skelett-Sessel unter allen Umständen in ihre Gewalt bekommen. Es waren die teuflischen Templer, die Baphomet dienten. Sie hatten den rechten Weg verlassen und sich auf den Dämon mit den Karfunkelaugen konzentriert. Sie liebten ihn, sie beteten ihn an, und auch sie wollten den Sessel unbedingt haben, wahrscheinlich für ihren Herrn und Meister.
Ich sah auf den Toten. Er hatte in den letzten Sekunden seines Lebens Schreckliches durchgemacht. Der Hals war von einer Blutkruste bedeckt. Der Sessel musste ein furchtbarer Mörder gewesen sein.
Ich fror plötzlich, und ich hasste diesen Gegenstand. Ich war nahe daran, ihn zu zerstören, doch dieser Anfall ging vorbei, denn so kam ich einfach nicht weiter.
Ich strich über die Lehnen. Verändert hatten sie sich nicht. Das Gebein hatte noch immer eine gewisse Härte, auch wenn es mir vorkam, als wäre es an seiner Oberfläche mit einer dünnen Fettschicht eingerieben worden. Nahtlos gingen die einzelnen Knochenstücke

ineinander über. Da schimmerten auch die Gelenke, diese allerdings heller als die Knochen selbst.

Ich hatte vorgehabt, den Skelett-Sessel nach Frankreich nach Alet-les-Bains zu den Templern um Abbé Bloch zu schaffen. Denn auch sie hatten indirekt damit zu tun. Das silberne Skelett in der Kathedrale der Angst hatte mit dem Abbé Kontakt aufgenommen, und durch das Skelett hatte er von dem Sessel erfahren. Wenn es nach ihm ging, dann sollte er in der Kathedrale der Angst seinen Platz finden, wo sich auch das silberne Skelett aufhielt.

So weit war es noch nicht. Ich glaubte auch nicht daran, dass es der beste Ort war.

Da der Kopf des Toten zur Seite gesunken war, traf mein Blick den hautlosen Schädel. Da hatte sich nichts verändert. Noch immer konnte ich in die leeren Augenhöhlen schauen wie in die Eingänge von schmalen Tunnels. Das starre Maul zeigte mir das gleiche Phänomen, und doch hatte sich meiner Ansicht nach etwas verändert.

Sehr tief in den Schächten bewegte sich die Schwärze. Sie schien dort zu zucken, zu vibrieren, und so holte ich meine kleine Lampe hervor, um hineinzuleuchten.

Ich nahm mir zuerst den linken Augenschacht vor.

Der dünne, sehr intensive Strahl stach in die Schwärze hinein. Für mich sah es so aus, als würde dabei eine feste Masse durchschnitten.

Der Strahl hätte auf ein Ziel treffen müssen, aber seltsamerweise verlor er sich wie in einem Schacht.

Die Dunkelheit fraß ihn auf.

Das war mir neu, das hatte ich bisher nicht gewusst. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass das Geheimnis des Stuhls unmittelbar mit dem auf seiner Lehne wachsenden Schädel zu tun hatte. Da hatte sich etwas zusammengeballt, wahrscheinlich ein Stück Magie aus den unheimlichen Tiefen der Vergangenheit.

Ich leuchtete in das andere Auge. Dort erlebte ich den gleichen Effekt.

Mit der linken Hand strich ich über mein Haar, als ich mich wieder aufgerichtet hatte. Mittlerweile ging ich davon aus, dass dieses Rätsel nur über die Augen zu lösen war. Hier verbarg sich das Geheimnis des Skelett-Sessels.

Suko kam zurück. Ich erschrak, als er die Tür aufdrückte, denn ich war zu sehr in meinen eigenen Gedanken versunken gewesen. Verwundert schaute er mich an. »Weißt du, wie du aussiehst?«

»Sag es lieber nicht.« Er deutete auf den Sessel. »Hast du etwas entdeckt? Weißt du jetzt mehr?«

»Kann sein.« Ich demonstrierte ihm, was mir aufgefallen war.

Auch Suko war überrascht, dass der dünne Lampenstrahl nicht die innere Rückseite des Schädels erreichte. »Ja, das hat etwas zu

bedeuten.«

»Stimmt.«

»Wie ich dich kenne, willst du es herausfinden.«

»Auch richtig.«

»Aber wie?«

»Bestimmt nicht hier, Alter. Wir haben Zeit – oder?« Er hob die Schultern. »Wenn du das sagst, möchte ich dir nicht widersprechen.«

***

Nein, ich würde mich nie daran gewöhnen, das war mir schon jetzt klar. Es gab auch keine andere Möglichkeit, wenn ich ehrlich zu mir selbst war. Deshalb hatte ich den Sessel in meine Wohnung schaffen lassen.

Er hatte seinen Platz im Wohnzimmer gefunden, und alles andere war dagegen in den Hintergrund gerückt. Ich hatte das Gefühl, als wären die übrigen Möbel nicht mehr vorhanden, es dominierte einzig und allein der Knochen-Sessel.

Mit dieser Meinung stand ich nicht allein. Suko hatte sie mir bestätigt, und selbst Sir James, der Glenda Perkins mitgebracht hatte, war der Ansicht.

Er umschlich das Knochenstück wie jemand, der alles ganz genau sehen wollte. Glenda stand dafür abseits, am weitesten vom Sessel weg. Sie traute sich nicht, ihn sich genau anzuschauen, denn sie empfand ihn als widerlich und gefährlich.

Sir James allerdings traute sich, ihn anzufassen. Er strich mit seiner Handfläche prüfend über das makabre Material. »Für mich fühlt er sich an wie…«, er rückte seine Brille zurecht, »… wie eingewachst.«

»Das Gefühl hatte ich auch, Sir.«

»Und Sie, Suko?«

»So ähnlich.«

Sir James schüttelte den Kopf. »So schaurig er auch aussehen mag, es ist mir trotzdem ein Rätsel, wie dieser Gegenstand zu einem Mörder werden konnte. Ein killendes Möbel.« Fast wütend verzog er den Mund. »Wo gibt es denn so etwas?«

Ich hob die Schultern. »Ja, wo gibt es so etwas«, wiederholte ich.

»Da müssten Sie Hector de Valois fragen, dem der Sessel ja angeblich gehört hat.«

»Der zudem über ihn Bescheid gewusst haben muss«, fuhr der Superintendent fort. »Richtig, Sir.«

»Wenn ich recht informiert bin, John, stand er doch auf Ihrer Seite. De Valois war so etwas wie ein Vorgänger von Ihnen. Was hätte er mit diesem Mordsessel anstellen können?«

»Ich weiß es nicht.«

»Haben Sie auch keine Vermutungen?« Sir James setzte sich.

Allerdings in einen normalen Sessel.

»Das schon. Nur kann ich mich leider nicht in Hector de Valois hineinversetzen.« Ich nahm eine Wanderung durch den Raum auf.

Als ich Glenda passierte, zwinkerte ich ihr zu, doch ihr Gesicht blieb starr und blass. »Allerdings habe ich mir eine Theorie zurechtgelegt. Es könnte doch sein, dass Hector de Valois den Sessel für seine Zwecke, wie immer sie auch ausgesehen haben mochten – eingespannt hat. Nur hat er möglicherweise nicht gewusst, was tatsächlich hinter diesem Möbelstück steckt. Vielleicht ist er von dessen Kräften ebenso überrascht worden wie wir.« Ich schaute in die Runde. »Kann doch möglich sein.«

Suko nickte. Glenda hob die Schultern.

Nur Sir James stellte eine Frage, die zeigte, dass er wieder pragmatisch dachte. »Wer kann uns denn mehr darüber sagen? Mal abgesehen von diesem Hector de Valois?«

»Die Templer?«, fragte Suko mit gerunzelter Stirn und einer sehr leisen Stimme, als könnte er es selbst nicht glauben. »Die Gruppe um Abbé Bloch.«

Sir James räusperte sich. »Ist das gut, John?«

»Ich hoffe es.«

»Pardon, aber das müssen Sie mir erklären.«

Suko tat es. Er berichtete von dem Kontakt zwischen dem Templer und dem silbernen Skelett.

»Das ist natürlich eine Spur. Zwar sehr vage und kein Beweis, aber immerhin.« Er sprach weiter. »Wäre es dann nicht doch am besten, dieses Möbel nach Frankreich zu schaffen?«

»Daran habe ich gedacht, Sir.«

»Aber Sie tun es nicht.«

»Richtig.« Ich nickte. »Und ich habe auch meine Gründe, wie Sie sich bestimmt vorstellen können. Da in diesem Sessel am heutigen Tag ein Mann ermordet wurde, hatte ich mir eigentlich vorgenommen, das Rätsel allein zu lösen.«

»Konnte ich mir denken.«

Glenda Perkins mischte sich ein. Sie kam zwei Schritte näher, blieb aber noch immer in sicherer Entfernung stehen. »Wie willst du das denn anstellen, John?«

»Indem ich mich hineinsetze.«

»Das ist gefährlich.«

»Ja und nein. Du darfst nicht vergessen, dass ich einen besonderen Schutz habe.«

»Den hatte auch de Valois«, sagte Sir James. »Wissen Sie, ob es ihm geholfen hat?«

»Nein, aber das ist eben das Risiko.«

Es schellte. Ohne die Person gesehen zu haben, wussten wir, wer es

war. Kurze Zeit später betrat Bill Conolly meine Wohnung. Er grinste, rieb seine Hände und blieb vor dem Skelett-Sessel stehen.

»Ahhh, da ist er ja.«

»Sieht gut aus, wie?«, fragte ich.

»Kann man nicht unbedingt sagen. Zumindest finde ich ihn originell, wenn auch ein wenig teuer.« Damit hatte er auf die Summe angespielt, die er mir geliehen hatte.

»Kann man sagen, Bill. Warum hast du Sheila nicht mitgebracht?«, fragte ich ihn.

»Sie wollte nicht. Sie hatte einfach keinen Nerv, sich so etwas anzuschauen. Sie empfindet es als schlimm. Okay, das kann man nicht ändern und muss es akzeptieren.« Auch er tat das Gleiche wie Sir James, strich um den Sessel herum und betastete ihn. Sehr genau schaute er sich den Schädel an und fragte dann: »Der ist ja nicht zusammengesetzt, sondern besteht aus einem Teil.«

»Es war ein Skelett.«

Bill schnaufte. »Und woher stammt das Blut am Maul des Schädels?«

»Von seinem letzten Opfer.«

Bill schauderte zusammen. »Du hast Humor, John…«

»Leider nicht. Es ist tatsächlich der Fall. Ich will dich da nicht belügen. Dieser Sessel ist zu einem Mörder geworden. Er hat heute schon jemanden getötet. Davon müssen wir zumindest ausgehen.«

Mein Freund hob die Augenbrauen. Dann schaute er auf Suko.

Der nickte bestätigend. »Ein Sessel, der killen kann?« Bill schüttelte den Kopf. »Ich begreife es nicht. Wenn das stimmt, hast du dir eine Zeitbombe ins Haus geholt, John.«

»Das meine ich auch«, sagte Glenda. »Stimmt. Fragt sich nur, wohin damit? Willst du ihn haben, Bill? Du hast mehr Platz.«

»Hahaha. Das sag mal meiner weiblichen Regierung. Sheila wird dir die Augen auskratzen, wenn nicht noch mehr.«

Ich lächelte. Ja, dafür kannte ich Bills Frau gut genug. Sie würde es nicht zulassen, auch wenn ihr das Möbelstück gehörte. Der Reporter aber zeigte sich von dem knöchernen Sessel fasziniert. Er konnte seinen Blick davon nicht loseisen, musste ihn immer wieder berühren.

»Kann man sich mal setzen, John?«

»Wenn du willst.«

Bill nickte, wartete aber noch, weil Glenda und Sir James eine gespannte Haltung eingenommen hatten. »Ist was?«, fragte er lächelnd. »Soll ich es nicht tun?«

»Darin ist doch heute schon einer gestorben«, sagte Glenda. »Dann rechnest du mit meinem Ableben?«

Sie trat mit dem Fuß auf, weil sie richtig wütend geworden war.

»Hör auf zu scherzen und zu grinsen. Meinetwegen kannst du darin schlafen. Ich wollte mich hier nur gegen euch Machos stellen, die ja

alles aus den Fugen reißen müssen.«
»So darfst du das nicht sehen. Oder, John?«
»Setz dich!«
»Gern.« Bill drehte sich um, sodass er uns anschauen konnte. Er stand sehr dicht vor der Sitzfläche und drückte sich in die Knie. Sein Gesicht hatte einen gespannten Ausdruck bekommen, der sich wieder entspannte, als er das weiche Kissen niederdrückte. Seine Augen schimmerten. »Ist sogar ziemlich bequem.« Er bewegte sich auf und nieder. »Haha, daran könnte ich mich gewöhnen.«
»Tatsächlich?«, fragte ich.
Bill legte die Arme auf die Lehnen. »Nun ja, nimm nicht alles wörtlich. Ein normaler Sessel ist schon bequemer. Ich weiß auch nicht, ob die Knochen mein Gewicht halten, wenn ich mich zurücklehne.«
»Keine Sorge, das werden sie schon.«
»Gut, John, auf deine Verantwortung.« Bill traute mir nicht so ganz, denn er schob seinen Oberkörper vorsichtig nach hinten, während seine Füße mit dem Boden Kontakt behielten. Kaum berührte das bleiche Gebein seinen Rücken, da schloss er die Augen.
»Fühlst du dich gut?«, fragte Glenda.
»Na ja, es geht.« Er ließ die Augen geschlossen, was mir eigentlich seltsam vorkam. Auch schauten wir zu, wie er sich entspannte, als wäre der Sessel genau für ihn gemacht worden. Schlagartig verging es. Plötzlich richtete er sich auf. Er setzte sich steif hin und öffnete die Augen.
Sein Blick hatte sich verändert!
Es waren noch Bills Augen. Dennoch hatte ich den Eindruck, in die Pupillen eines Fremden zu schauen. Das ängstigte mich. Der Wechsel war sehr schnell gekommen, ebenso wie der Farbwechsel in seinem Gesicht, das sehr bleich war.
Wie war die Veränderung entstanden? Ich wusste es nicht und konnte nur raten. Bill musste während der Zeit, als er seine Augen geschlossen hielt, etwas Entscheidendes gesehen oder erlebt haben, das ihn voll und ganz auf die andere Seite gezogen hatte.
»Bill, was ist?« Er gab keine Antwort.
»John, es gibt Ärger.« Suko hatte den Satz gesprochen und lief dabei auf den Reporter zu, der von einer Sekunde zur anderen völlig apathisch geworden war.
Der Inspektor zog ihn vom Sessel hoch, stützte ihn noch ab und führte ihn zur Couch, wo er Bill niederdrückte. Einen Mann, dessen Gesichtshaut mehr der einer Leiche glich. Auf ihr zeichnete sich der Schweiß in kleinen Perlen ab.
Glenda kannte sich in meiner Wohnung aus. Sie wusste, wo der Whisky stand. Es gluckerte, als sie den Doppelten einschenkte und Bill

das Glas in beide Hände drückte. Er nickte ihr zu, und mir kam er so vor, als wäre er mit seinen Gedanken ganz woanders, tief in den Erinnerungen verstrickt, in seinen Erlebnissen, von denen er in der Zeit, als er auf dem Sessel gehockt hatte, durchflutet worden war.

»Mr. Conolly, was ist los?«

Bill trank das Glas leer. Er stellte es weg. Erst dann kümmerte er sich um Sir James' Frage. »Ich weiß es selbst nicht«, flüsterte er mit tonloser Stimme. »Zuerst war ja alles normal. Ich habe da gesessen, konnte euch alle sehen, doch das blieb nicht so. Plötzlich stellte sich ein Schatten zwischen euch und mich. Ihr tratet immer weiter zurück, aber aus dem Schatten drang etwas hervor und bewegte sich auf mich zu. Es war so schrecklich, so grauenhaft…«

»Was war es?«, fragte ich.

»Gestalten.« Bill sprach, ohne die Lippen zu bewegen. »Ja, das waren Gestalten, einfach grauenhaft. Zombies, Monster, was immer du willst.«

»Hast du sie zählen können?«

»Vier waren es. Ich hörte sogar ihre Stimmen. Sie brandeten richtig durch meinen Kopf und hämmerten mir die Befehle ein.«

»Was wollten sie von dir?«

Bill schaute auf seine Knie, auf die er die Hände gelegt hatte. »Das ist komisch«, murmelte er, »sogar sehr komisch. Irgendwie bin ich damit nicht zurechtgekommen, denn sie erzählten davon, dass sie über jemanden zu Gericht sitzen wollten…«

Ich dachte sofort an die Warnung des Hüters oder Suchers. Auch er hatte davon gesprochen, dass es ein Gericht geben würde, und zwar ein Gericht der Toten oder so ähnlich. Und nun sprach Bill ebenfalls davon. Es war also kein Hirngespinst. Wenn es dieses Gericht tatsächlich gab, dann musste es auch irgendwo stattfinden. An einem gewissen Platz oder Ort, und danach erkundigte ich mich bei Bill, wobei die anderen sich wunderten, dass ich so intensiv auf dieses seltsame Gericht einging.

Der Reporter stöhnte auf. »Kannst du mich da nicht etwas Leichteres fragen, John? Ich weiß es nicht.«

»Hast du denn nur die Gestalten gesehen oder auch die Umgebung?«

»Die auch!«

»Gab es etwas Prägnantes, dass du behalten hast? Irgendein Zeichen, ein Bild oder so…«

»Ja, John. Jetzt fällt es mir ein, wo du mich darauf ansprichst. Da war eine Kerze…«

»Mit oder ohne Flamme?«

»Mit.«

»Und weiter?«

Bill hob die Schultern. »Einen Sessel, glaube ich, habe ich auch

gesehen. Darüber lag ein Tuch, dann gab es da noch eine Kommode oder einen Tresen.«

»Wie das?«

Bills Gesicht zeigte einen wütenden Ausdruck. »Verflucht, ich weiß es doch nicht. Es war einfach zu kurz. Ich habe euch gesagt, was ich behalten konnte.«

»Du solltest ihn nicht länger quälen, John!«, mischte sich Glenda ein. »Er hat etwas Schlimmes erlebt. Lass ihn doch erst einmal darüber hinwegkommen, nicht wahr?«

»Sicher.«

Bill presste seine Hände gegen den Kopf, ließ sie wieder sinken und fing von vorn an. »Wenn ihr das gesehen hättet, ich meine diese Atmosphäre sie strömte ein furchtbares Grauen aus. Es war wie ein Gefühl, das zu Stein erstarrte. Ja, anders kann ich es nicht beschreiben.«

»Es könnte eine andere Dimension gewesen sein«, murmelte Suko.

Er hatte mehr zu mir hin gesprochen, aber Bill hatte ihn trotzdem verstanden. »Richtig, Suko, eine andere Dimension. Daran habe ich auch schon gedacht. Ich kam mir vor, als hätte man mich entführt. Das ist schlimm, aber auch eine Tatsache.«

Ich nickte ihm zu. »Mit dem Gericht hast du einen Treffer gelandet«, sagte ich.

»Wieso?«

»Man hat mir gesagt, dass man mich vor ein Gericht stellen würde, weil ich gewissermaßen eine Person bin, die den Sessel nicht ersteigern sollte.«

»Aber du hast es getan?«

»Sicher.«

Sir James räusperte sich. Er deutete damit an, dass er etwas sagen wollte. »Kann es sein, dass der Sessel so etwas wie eine Transportmöglichkeit in eine andere Dimension ist?«

Ich runzelte die Brauen. Das hatte sich nicht schlecht angehört. In eine ähnliche Richtung hatte auch ich schon gedacht. Mich schreckte dieses Gericht ebenso wenig wie die andere Dimension. Immer stärker spürte ich den Drang, dieses Gericht kennen zu lernen. Ich ahnte, dass ich dann mehr über den Skelett-Sessel erfahren würde. Natürlich beinhaltete das alles ein Risiko. Schließlich hatte dieser Sessel zwei Menschen getötet, nur wollte ich mich mit denen nicht vergleichen, da ich mit meinem Kreuz über einen außergewöhnlichen Schutz verfügte.

Jemand legte mir von hinten eine Hand auf die Schulter. Am Druck erkannte ich, dass es Suko war. Und seine Stimme erreichte mein Ohr als Flüstern. »Ich weiß, was in dir vorgeht.«

»Tatsächlich?«

»Sicher.«

»Soll ich es tun?«
»Musst du das nicht?«
»Meine ich auch.«
Sir James hatte trotzdem mitgehört und die richtigen Schlüsse gezogen. »Ja, John, Sie sollten es versuchen, und zwar hier und jetzt. Setzen Sie sich in den Sessel und versuchen Sie herauszufinden, was es mit diesem Gericht auf sich hat.«
Glenda erschrak. »Das willst du wirklich tun, John?«
»Ungern, aber ich muss. Wir können nicht abwarten, es muss einfach weitergehen.«
Ich streichelte ihre Wange. Sie drehte schnell den Kopf zur Seite.
»Sieh mal, hier haben wir die Chance, mehr über den Sessel herauszufinden. Dir muss doch klar sein, dass er eine Vergangenheit hat. Für die Gegenwart ist es nun mal wichtig, die Vergangenheit zu durchleuchten. Nicht mehr und nicht weniger.«
»Hm!«, machte sie. Es hörte sich ziemlich wütend an. »Dann willst du den Sessel tatsächlich behalten?«
»Das weiß ich noch nicht. Möglich ist es schon.« Als ich ihr finsteres Gesicht sah, schränkte ich ein. »Nun ja, vorerst, denn eigentlich gehört er den Templern.«
»Das meine ich auch.«
Sir James schaute mit einem leicht vorwurfsvollen Blick auf seine Uhr und gab mir damit indirekt ein Startzeichen.
»Okay, dann werde ich mich mal setzen.«
Diesmal widersprach keiner. Obwohl ich schon einige Male auf dem Kissen Platz genommen hatte, näherte ich mich dem Sessel mit etwas gemischten Gefühlen. Ich ging davon aus, dass dies hier anders sein würde als sonst. Das führte ich auf die Vernichtung des seltsamen Geistes zurück, der den Sessel bewacht hatte und ihn sogar ersteigern wollte. Indirekt hatte er mir auch durch das Gericht der Toten den Tod versprochen.
»Du bist gut bewaffnet?«, fragte Suko, als ich vor dem Skelett-Sessel stehen blieb.
Ich drehte mich um und nickte. Dann schaute ich in die Gesichter meiner Freunde. Bill saß noch immer. Sein Gesicht hatte wieder Farbe angenommen. Er nickte mir aufmunternd zu. Suko schaute etwas ernst und gleichzeitig skeptisch. Die Augen meines Chefs wirkten hinter den dicken Brillengläsern unnatürlich groß. Dabei hatte er seine Stirn in tiefe Falten gelegt, als würde er nachdenken.
Blieb Glenda.
Ja, sie hatte Angst, und sie dachte auch nicht daran, dies zu verbergen. Sie stand unbeweglich und hielt einen Arm leicht erhoben. Und zwar so weit, dass sie ihren Handballen gegen den Mund pressen konnte, als wollte sie im letzten Moment noch irgendwelche

Warnungen zurückhalten.
Ich kam mir auch etwas komisch vor. Es war nicht so, als würde ich mich in einen normalen Sessel hocken. Dieser hier kam mir schon vor wie eine Todesschleuder.
»Okay, Freunde, dann werde ich mal.«
Sie nickten. Sir James hob sogar einen Daumen. Und ich drückte mich auf das Kissen nieder…

***

Zuerst geschah nichts.
Ich lehnte mich zurück. Sehr bald schon spürte ich den Druck der Knochen im Rücken, doch das war okay und nicht neu. Ich streckte die Beine aus, die Hacken waren auf den Boden gestemmt. Hätte dieser Sessel nicht aus einem Skelett bestanden, hätte jemand meinen können, da wäre jemand, der sich hingesetzt hatte, um den Abend bequem vor der Glotze zu verbringen.
Dem war nichts so.
Ich spürte schon die Spannung, die mich erfüllte, denn ich dachte daran, was Bill berichtet hatte, und bereitete mich innerlich darauf vor.
Es geschah zunächst nichts.
Mein Freund hatte von einer ungewöhnlichen Wand oder Mauer erzählt, die sich zwischen ihn und das Zimmer geschoben hatte. Ich spürte sie nicht. Ich horchte auch in meinen Körper hinein, ob sich da etwas veränderte, was mit dem Unterbewusstsein zu tun hatte.
Es war durchaus möglich, dass eine fremde Kraft versuchte, sich meiner Seele zu bemächtigen. Versuche hatte es da schon gegeben.
Nichts in dieser Richtung passierte. Ich saß weiterhin in meinem Wohnzimmer und dachte schon darüber nach, wann ich diesen seltsamen Platz wohl verlassen konnte.
Sollte ich mir fünf Minuten geben oder die Zeit noch verlängern?
Wenn nichts geschah, war das nicht unbedingt gut, denn dann musste ich mir vielleicht eingestehen, mit der Ersteigerung etwas Falsches getan zu haben. Zwischen dem Sessel und mir gab es nicht einmal eine indirekte Verbindung, von einer direkten ganz zu schweigen, die traute ich nur Hector de Valois zu.
Auch mein Kreuz »meldete« sich nicht. Es gab also keinen Hinweis auf etwas Schreckliches. Komisch…
Ich hörte mich selbst atmen. Ich spürte im Rücken den Druck der Knochen, und wenn ich den Kopf zu weit zurücklegte, dann traf ich mit dem Schädel zusammen.
Auch das brachte nichts.
Ich blieb hocken. Allmählich verlor ich die Geduld. Es war möglicherweise ein Fehler, so ungeduldig zu sein, aber ich wollte

einen Erfolg sehen. Das konnte doch nicht Tage oder Wochen dauern.

Vielleicht sollte sich Bill noch einmal auf meinen Platz setzen.

Diesmal aber etwas länger, damit die Eindrücke aus dieser anderen Welt oder Dimension stärker wurden. Ich schaute ihn an und…

Verdammt, was war das?

Ich zwinkerte, weil ich nicht glauben wollte, was ich da sah, aber es stimmte. Nicht allein Bill Conolly, auch Glenda, Suko und Sir James hatten sich von mir entfernt. Sie waren noch da, ich sah sie auch, nur schienen sie auf einer schmalen Straße weit, sehr weit zurückgegangen zu sein, und ihre Gestalten hatten dabei an Größe verloren. Für mich waren sie in den Hintergrund eines Bildes eingetaucht, das von einer Allee beherrscht wurde.

Wer zog sie von mir weg? Wer hatte es geschafft, die Perspektive derartig zu verzerren? Hatte Bill ebenfalls unter diesen Eindrücken gelitten?

Nein, das glaube ich nicht. Dann hätte er etwas gesagt. Es war wohl so, dass jeder die Magie des Skelett-Sessels anders erlebte. Ich hatte nicht mehr den Wunsch, ihn zu verlassen. Wenn ich ehrlich sein sollte, ich hätte es auch nicht gekonnt, denn da war die andere Macht, die mich praktisch auf dem Kissen festhielt. Sie zerrte mich weiter. Hinein ins Uferlose…

Auch an ein Ziel?

Es war mein letzter Gedanke. Mit einem Schlag war alles anders.

Da sah ich weder meine Freunde noch das Zimmer, und ich dachte plötzlich an das Gericht der Toten…

***

Die Einheimischen hatten Rose Cargill davor gewarnt, sich einem gewissen Gebiet zu sehr zu nähern, denn dort sollte es angeblich nicht geheuer sein, weil da noch immer die Stummen lebten.

Rose hatte erst nicht gewusst, wer die Stummen waren, und schließlich erfahren, dass sie zu einer Gruppe von Mönchen gehörten, die sich in die tiefe Einsamkeit zurückgezogen hatten, um dort ihr abgeschiedenes Leben zu führen.

Natürlich hatte die blonde Rose gelacht, als der Begriff Mönche gefallen war. »Wer sollte schon vor einem Mönch Angst haben?«, hatte sie den Sohn eines Wirtes gefragt, mit dem sie vor der kleinen Kneipe saß und gegen die Kulisse der Pyrenäen schaute. Die Berge sahen im Sonnenlicht aus, als stünden sie in Flammen, und sie boten einen überwältigenden Anblick.

»Das sind andere Mönche.«

»Wieso denn?«

»Sie sind gefährlich.«

»Ich dachte, sie wollten unter sich bleiben.«

»Sie sind trotzdem gefährlich.«
»Warum?«
Der junge Mann hieß Manu. »Weil sie die Menschen hassen. Sie wollen nicht gestört werden. Man erzählt sich, dass sie eine Geschichte haben und einem widerlichen Götzen dienen.«
»Schön, Manu, du weißt Bescheid. Aber kennst du auch einen der Mönche?« Er riss die Augen weit auf und bekreuzigte sich sogar.
»Um Himmels willen, nein.«
»Warum denn nicht?«
»Weil sie uralt sind. Es gibt Leute, die behaupten, dass sie die Jahrhunderte überlebt haben. Sie müssen heute wandelnde Leichen sein.« Er beugte sich vor und schaute Rose scharf an. »Zombies, verstehst du?«
Rose hatte nur gelächelt. »Glaubst du wirklich, dass es Zombies gibt?«
»Ja, hier schon.«
»Ich glaube nicht daran. Du kannst sagen, was du willst, Manu, aber ich muss dorthin.«
Er schlug mit der Faust auf den kleinen Tisch, sodass der anfing zu wackeln und etwas von dem Roten aus den Gläsern überschwappte.
»Warum, zum Teufel?«
»Weil ich die Fotos haben muss.«
»Von Blumen und Pflanzen?«
»Ja, ja.« Rose nickte. »Ich sehe zwar aus wie eine Tramperin, bin es aber nicht. Ich brauche die Fotos für meinen Bericht, denn ich schreibe für ein Umweltmagazin, und dieser Bericht dreht sich nun mal um die Flora in den Bergen.«
»Die sind groß genug.« Manu gab nicht auf. »Geh doch woanders hin.«
»Nein – nein – nein.« Nach jedem Nein trank sie einen Schluck Roten. Sie wollte nicht mehr lange bleiben und stattdessen früh zu Bett gehen, denn der morgige Tag würde anstrengend genug sein, weil sie die schmale Passstraße hoch musste.
Rose Cargill war eine selbstständige junge Frau, die sich durch nichts beeindrucken ließ. Vor allen Dingen setzte sie immer das in die Tat um, was sie sich vorgenommen hatte, und so war sie am anderen Morgen schon sehr früh gestartet und in die Berge gefahren.
Es dauerte bis zum späten Nachmittag, bis sie das Ziel erreicht hatte. Bisher kannte sie es nur von der Karte her, nun war sie zum ersten Mal da, fuhr den Jeep in eine Senke und stieg aus.
Rose lächelte und fühlte sich auf der Hochebene frei wie selten in ihrem Leben. Sie genoss die saubere Luft, während die hohen Berge mit ihren glitzernden Schneegipfeln grüßten.
Ja, hier würde sie bleiben. Das war genau der Ort. Sie freute sich,

dass die Karte sie nicht in die Irre geführt hatte, obwohl diese Gegend einsam und sehr unwirtlich war.

An der Nordseite endeten lange Geröllhänge an schroffen Bergkanten. Zum Süden hin sah die Landschaft anders aus. Hier zeigte das Hochtal seine grüne oder lieblichere Seite, auch wenn das Gras mehr einer Steppe ähnelte. Immerhin durchfloss ein kleiner Gebirgsbach diese Talseite. Er war nur in der Hälfte seines Verlaufs sichtbar, denn sehr schnell verschwand er in einem Erdloch.

Im Süden waren die Berge auch nicht so glatt und nah. Sie zeigten oft seltsame Formen, man sah Risse, Spalten und auch Vorsprünge, die in der anbrechenden Dämmerung eine ungewohnte Farbe annahmen.

Ein Berggrat sah aus wie ein auf dem Rücken liegender Indianer.

Rose stieg wieder in den Wagen. Wenn sich schon die Gelegenheit ergab, an einem Bergbach zu campieren, wollte sie diese auch nutzen. Auf der Hinfahrt hatte sie ihn nicht gesehen.

Neben dem glänzenden Wasserlauf hielt sie an. Nicht weit entfernt bildete er einen kleinen See. In diesem See lag viel Treibholz.

Rose ging hin, um es sich näher anzuschauen. Das Holz war verbrannt. Irgendjemand musste hier ein Feuer gemacht haben. In der Wasserfläche sah sie ihr Spiegelbild. Zwar durch Wellen verzerrt, doch sie konnte das blonde Haar erkennen, das sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Auch die Jeans passten zu ihr, ebenso wie die Stiefel und das karierte Hemd, dessen bunter Stoff unter der grauen abgeschabten Lederjacke schimmerte.

Sie war froh, die Jacke mitgenommen zu haben, denn auf dieser Höhe in zweitausend Metern Höhe – wurde es früh kalt. Achtundzwanzig Jahre alt war sie vor drei Wochen geworden. Den Geburtstag hatte sie noch im Elsass gefeiert, zusammen mit der Familie und Freunden.

Seit drei Jahren arbeitete sie als selbstständige Fotografin. Hätten die Eltern sie nicht unterstützt, wäre aus ihrem Traum nichts geworden, denn wie viele junge Mädchen hatte auch Rose die Vision gehabt, einmal berühmt zu werden.

Die Konkurrenz war groß, man arbeitete mit List, Intrigen und sogar Verleumdungen. Deshalb hatte sie sich entschlossen, auszuweichen. Die Natur hatte sie schon immer interessiert, und jetzt nahm sie Landschaften auf, mit dem besonderen Blick für Pflanzen, die vom Aussterben bedroht waren.

Rose Cargill war damit in eine Marktlücke gestoßen, denn von nun an konnte sie sich vor Angeboten kaum retten.

Sie suchte sich stets die lukrativsten heraus. Diesen Auftrag hatte sie von einer großen französischen Zeitschrift erhalten. Man hatte ihr sogar vier Wochen Zeit gegeben. Da Rose sehr schnell arbeitete, würde sie so viel Zeit wohl gar nicht benötigen.

Mit beiden Händen strich sie einige Strähnen zurück und schaute sich um.

Die Sonne war weitergewandert und setzte jetzt die Bergspitzen unter Feuer. Dabei dachte Rose automatisch an den letzten Abend und an Manus Warnung. Da hatte sie wenigstens noch mit jemandem sprechen können. Hier war sie allein, und plötzlich kamen ihr trübe Gedanken. Das Tal erinnerte sie an einen allmählich heranschleichenden Schatten, an eine große Gruft, die jeden Augenblick durch einen riesigen Deckel verschlossen werden konnte.

Sie fror, was nicht unbedingt an der Temperatur lag, sondern an der Einsamkeit. Sehr schnell ging sie wieder zu ihrem Jeep zurück.

Die Nähe des Wagens vermittelte ihr so etwas wie ein Gefühl der Sicherheit. Auf einmal wurde ihr auch bewusst, dass sie keine Waffe bei sich trug. Sie konnte sich also nicht verteidigen, wenn sie angegriffen wurde.

Die Tiere würden ihr kaum etwas tun, aber weshalb fielen ihr Manus Warnungen wieder ein? Vor allen Dingen wollte ihr dieses Wort Zombie nicht aus dem Sinn.

Gab es hier in der Nähe tatsächlich Mönche, die in irgendwelchen Felshöhlen wohnten? Wenn ja, dann lag sie wie auf dem Präsentierteller, denn von drei Seiten war das Tal gut einsehbar. Die vierte Seite kam auch noch hinzu, rechnete man den schmalen Einschnitt ab, durch den der Weg in den Kessel führte.

Schlief sie im Wagen oder draußen?

Sie brauchte nicht lange, um sich für den Wagen zu entscheiden.

Zuvor wollte sie etwas essen und auch einiges gegen ihre Einsamkeit unternehmen.

Da es keinen gab, mit dem Rose sprechen konnte, würde sie sich unterhalten lassen. Für so etwas war ein Walkman gut, und die Batterien reichten für zwei Tage Musik.

Rose liebte den Sänger Prince. Seine Musik putschte sie auf. Als es ihr noch nicht so gut ging wie heute, hatte ihr seine Musik so manches Mal über die Stunden innerer Einsamkeit hinweggeholfen.

Während sie zuhörte, holte sie aus der Kühlbox kalten Braten.

Dazu aß sie Weißbrot. Das Fleisch garnierte sie mit Remouladensoße. Zum Dessert gab es zwei Äpfel und anschließend einen Schluck Weißwein, einen Riesling aus dem Elsass.

Mit dem Weinglas in der Hand schlenderte sie um ihr Fahrzeug herum. Dass sie durch das Wasser ging, störte sie nicht. Ihre Stiefel hielten die Nässe ab.

Mönche, Zombies!

Schlagartig fielen ihr diese beiden Begriffe wieder ein! Das schockte sie so sehr, dass sie ihren Gang unterbrach und erst einmal stehen blieb.

Wieso dachte sie daran?

Lag es an der Umgebung, die immer düsterer wurde? An den langen Schattenfeldern, die sich nicht aufhalten ließen? Die Stille hatte sich noch mehr vertieft. Der Walkman hing um ihren Hals. Rose hörte das Plätschern des Wassers. Im Gegensatz zu sonst beruhigte es sie keineswegs.

Deshalb beschloss die Fotografin, sich abzulenken. Diesmal nicht nur durch Musik. Sie leerte ihr Glas, spülte es sauber und stellte es wieder in den Vorratskoffer auf dem Rücksitz. Dann kümmerte sie sich um die wertvollen Geräte.

Kameras made in Germany, das war einmal. Vor fünfundzwanzig Jahren hatten die Japaner den Markt übernommen, die meisten Deutschen verdrängt, aber es gab noch Firmen, die besondere Apparate herstellten, eigentlich für Spezialfotografie und Wissenschaft.

Auf eine solche Kameraausrüstung verließ sich Rose Cargill. Für sie leuchteten die Namen Leica, Voigtländer oder die schwedische Hasselblad noch immer am Himmel der Fotografie.

Im Licht der Innenbeleuchtung prüfte sie die Teleobjektive, polierte hier und da noch einmal die Optik mit einem der weichen Tücher nach und konnte sonst nichts finden.

Rose hatte sich vorgenommen, nicht zu lange zu schlafen. Sie wollte die ersten Aufnahmen bei Sonnenaufgang schießen, um diese herrliche Stimmung einzufangen.

Als sie daran dachte, verschwanden die trüben Gedanken wieder, und eigentlich freute sich Rose auf den neuen Tag. Er würde ihr einiges bringen, zudem blieb das Wetter konstant freundlich.

Schlafsack oder nicht, das war die Frage.

Rose entschloss sich, es ohne zu versuchen. Die Rückbank war zwar nicht besonders bequem, doch wenn Rose sich einrollte, konnte sie auch dort schlafen.

Das also war okay.

Um immer frische Luft zu haben, ließ sie die beiden vorderen Scheiben zur Hälfte nach unten gekurbelt. Denn die klare Bergluft sollte ja für gesunden Schlaf sorgen.

Sie schloss die Augen.

Nein, es war nicht still. Die Dunkelheit steckte voller Geräusche.

Deutlich waren sie zu hören, aber zumeist das Plätschern des Wassers, dessen Rhythmus nur hin und wieder unterbrochen wurde, wenn ein Tier hindurchlief.

Rose Cargill gewöhnte sich daran. Nur einmal – sie war beinahe schon eingeschlafen – schreckte sie hoch. Da hatte sie in der Ferne ein unheimliches Jaulen gehört, als würde ein Tier verenden. Kalt rann es ihren Rücken hinab.

Rose wollte erst hinausgehen und nachschauen; schließlich konnte es ja irgendetwas zu bedeuten haben. Sie fand nicht die Kraft, war zu kaputt und lethargisch.

Abermals fielen ihr die Augen zu. Sie sackte einfach weg. Kurz bevor sie einschlief, hatte sie noch eine Vision.

Sie sah Manu in höchsten Todesnöten. Zwei unbeschreibliche, furchtbare Wesen hielten ihn gepackt. Er war nur noch ein blutendes Bündel, denn die beiden waren dabei, ihn bei lebendigem Leib zu verschlingen.

Zum Glück endete ihr Traum. Rose Cargill schlief weiter.

***

Es war Glenda, die auf den leeren Sessel zustürzte und mit beiden Fäusten auf das Kissen schlug. »Verdammt noch mal, ich habe es euch gesagt! Ich habe euch gewarnt! Er hätte sich nicht hinsetzen sollen. Jetzt ist er weg, verschwunden, einfach nicht mehr da…«

Sie trat nicht zurück, weil sie es wollte, sondern weil Suko sie zog.

»Beruhige dich bitte, Glenda…«

Sie riss sich los. »Ich soll mich beruhigen, wenn so etwas passiert ist? Meine Güte, was verlangst du von mir? Ich – ich kann mich nicht beruhigen.« Sie ging dabei geduckt zurück. »John ist vor unseren Augen verschwunden, und niemand weiß, wo er sich aufhält.«

»Das ist richtig«, sagte Suko.

»Ist das dein ganzer Kommentar?«

»Nein, Glenda, ist er nicht. Aber es steht auch nicht fest, dass John tot ist.«

»Ihr habt Humor.« Sie schlug sich auf die Schenkel. »Ihr habt wirklich Humor.«

Die drei Männer – einschließlich Sir James – standen da wie begossene Pudel. Sie suchten natürlich nach einer Erklärung, doch niemand ahnte auch nur, was geschehen war.

»Magie«, sagte Bill Conolly schließlich. »Es war Magie. Die der Templer, was weiß ich.« Er deutete auf den Sessel. »Ich habe ja auch darin gesessen, aber ich bin nicht verschwunden so wie John.«

»Vielleicht wäre das geschehen, wenn Sie länger dort geblieben wären«, meinte Sir James.

»Das bringt aber nichts.«

»Da haben Sie Recht.«

Suko quälte eine ganz andere Frage. »Ich möchte gern wissen, ob ihr auch dieses seltsame Gefühl oder den ungewöhnlichen Eindruck gehabt hat, als John verschwand. Ich kam mir vor, als wäre jemand dabei, mich immer weiter zurückzuziehen. Für mich wurden John und der Sessel immer kleiner, fast zwergenhaft, während die Wohnung hier normal blieb.«

»Ja«, sagte Sir James schnell. »Ich bin froh, dass Sie es ansprechen, Suko, denn ich hatte den gleichen Eindruck.«

»Danke, Sir. Und du, Bill?«

Der Reporter senkte den Kopf. »Leider auch«, gab er zu. »Mir war, als würde ich von John bewusst räumlich getrennt. Die Perspektive konnte ich nicht begreifen.«

»Bleibst nur du, Glenda.«

Die dunkelhaarige Frau starrte ins Leere. Sie schien dabei nachzudenken. »Angst«, flüsterte sie dann. »Es war die reine Angst, die ich erlebte. Etwas umklammerte mich und drückte mein Herz von verschiedenen Seiten zusammen. Es ist schwer, das Gefühl zu beschreiben, aber es war furchtbar.«

Suko nickte. Alle Anwesenden hatten den fremden Einfluss gespürt. Ihnen war klar, dass der Knochen-Sessel damit in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Er war es, nur er!

Suko fixierte ihn. Noch immer war es schwer zu glauben, dass ein derartiger Gegenstand überhaupt existierte. Suko war begierig darauf, Hintergründe zu erfahren, das würde ihm kaum vergönnt sein, sondern John Sinclair. Es sei denn…

Sir James räusperte sich. Er war ein Mensch, der Untätigkeit nicht ertragen konnte. Auch wenn er redete, musste er immer wieder in seinen Gesprächen zu einem Ergebnis kommen. Das war auch jetzt der Fall, deshalb sprach er die anderen an. »Ich möchte Ihnen etwas vorschlagen. Wir wissen, dass dieser Sessel bestimmte magische Besonderheiten ›besitzt‹. Leider kennen wir sie nicht. Wir greifen also immer wieder ins Leere. Deshalb brauchen wir Informationen.«

»Woher denn?«, fragte Bill. »Ich bin Ihrer Ansicht. Wer sollte uns die Infos geben?« Sir James setzte sich. Er knöpfte sein Jackett auf.

»Das kann ich Ihnen sagen: die Templer.«

»Ach.«

»Ja, Mr. Conolly. Die Templer in Alet-les-Bains.« Er blickte den Inspektor an. »Wir sollten uns mit ihnen in Verbindung setzen. Rufen Sie den Abbé an und erklären Sie ihm, was sich hier zugetragen hat. Er wird das…«

»Sir, ich unterbreche Sie nicht gern«, sagte Suko, wobei er Atem holte. »Aber die Templer werden auch nicht viel mehr wissen. Wir haben ja mit ihnen gesprochen. Wir wissen, dass der Sessel einmal Hector de Valois gehört hat. Das alles stimmt, das ist ungemein wichtig. Wir wissen auch, dass die zweite Gruppe der Templer, die Baphomet-Clique, diesen Knochenthron in ihren Besitz bringen will. Alles andere schwimmt in der unklaren Suppe der Vergangenheit. So befürchte ich, dass uns die Templer in Alet-les-Bains kaum helfen können.«

»Sie nicht, Suko.«
»Wer dann?«
Sir James lehnte sich zurück und lächelte. »Wie wäre es mit dem silbernen Skelett?«
Bill stand dem Superintendent bei. »Ja, Suko, Sir James hat Recht. Das silberne Skelett Hector de Valois'. Das ist eigentlich die Lösung.«
»Wie soll das im Einzelnen aussehen?«
»Ganz einfach.« Bill lächelte. »Der Abbé muss den Kontakt herstellen. Er kann in die Kathedrale der Angst hineingehen, er kann es auch auf telepathischem Weg versuchen. Es gibt doch Möglichkeiten, finde ich. Also ich bin dafür.«
»Dazu gehören zwei.« Suko hatte Bedenken. »Man kann das silberne Skelett nicht steuern, das wissen wir selbst. Wenn es nicht will, wird es nicht reagieren, da sollten wir uns wohl nichts vormachen. Außerdem kostet das Zeit, und die haben wir nicht. Ich bin der Meinung, dass schnell gehandelt werden muss.«
»Sind wir alle«, sagte Glenda. »Es fragt sich nur, wie das aussehen wird. Was willst du tun?«
»Der Abbé und seine Templer sind für mich die letzte Lösung. Ich denke, dass einer von uns John Sinclair folgen sollte. Deshalb werde ich mich in den Sessel setzen.«
Suko hatte seinen Plan preisgegeben. Drei Augenpaare richteten sich auf ihn. Skeptisch und besorgt, allerdings auch zustimmend, wenn man Sir James' Blick richtig deutete.
Bill schüttelte den Kopf. Er war dagegen. »Hast du denn vergessen, was mit John passiert ist?«
»Das habe ich nicht.«
»Willst du dich ebenfalls auf diese wundersame Art und Weise von hier absetzen?«
Suko lächelte. Er blieb neben dem Sessel stehen. »Das möchte ich auch nicht, denn ich denke daran, was dir passiert, Bill. Auch du bist nicht verschwunden.«
»Stimmt. Aber freiwillig oder wenn es nicht unbedingt sein musste, werde ich mich nicht mehr auf den Skelett-Sessel setzen. Das – das ist einfach furchtbar.«
Suko hob die Schultern. »Ich gehe von Folgendem aus: Meiner Ansicht nach können überhaupt keine Vergleiche gestellt werden, weil ich glaube, dass der Sessel bei jedem Menschen verschieden reagiert. Bei dem einen wurde er zum Mörder, dich wollte er verändern, Bill, und John hat er verschwinden lassen. Ich will herausfinden, wie er bei mir reagiert. Sollte es zu schlimm werden, hoffe ich, dass ich von euch gerettet werde.«
»Du hast Nerven«, stöhnte Glenda. »Wenn ihr mich fragt, ich bin dagegen.«

»So kommen wir aber nicht weiter«, sagte Suko. »Wir müssen die Gefühle aus dem Spiel lassen. Außerdem glaube ich, mich wehren zu können. Ich werde mich nicht verhalten wie jemand, der gerade seinen ersten Fall lösen will.« Der Vorwurf ging an Glenda. Sie schluckte ihn und schwieg.

Sir James war auch dafür. Er nickte Suko zu. »Machen Sie es«, sagte er leise.

»Okay.«

Bill Conolly grinste nur, als er Suko zuwinkte. Der Inspektor brauchte nicht weit zu gehen. Er stand bereits günstig. Eine Drehung reichte ihm aus.

Er blieb locker. »Dann wünscht mir mal ein angenehmes Sitzen«, sagte er und nahm Platz. Sein Gewicht drückte das Kissen ein. Er streckte die Beine aus und orientierte sich an der Sitzhaltung seines Freundes John Sinclair.

Suko und auch die Zuschauer waren gespannt, wann und ob der Skelett-Sessel reagieren würde…

***

Rose Cargill wachte plötzlich auf!

Etwas schüttelte sie, sie spürte das Fremde, sie merkte auf einmal, dass etwas nicht stimmte, aber sie war noch zu benommen, um etwas Genaues herausfinden zu können.

Deshalb blieb sie liegen. Nur allmählich drang der dumpfe Vorhang des Schlafes aus ihrem Kopf. Sie hatte in den ersten Sekunden nach dem Auf wachen nicht mal gewusst, was sie aus dem Schlaf gerissen hatte. Es konnte ein Reflex gewesen sein, eine innere Warnung, ein schneller Abfall der Müdigkeit in einer bestimmten Zeit…

Zeit?

Sie war von einer dichten Finsternis umgeben. Als hätte man eine Decke über dem Jeep ausgebreitet. Und erst jetzt fiel ihr ein, wo sie sich befand. Dass sie in ihrem Wagen schlief, den sie in einem einsamen Hochtal in den Pyrenäen abgestellt hatte.

Sie richtete sich auf. Der Rücken schmerzte, die Beine waren so taub, als wäre das Blut gestockt. Ein Rücksitz ist eben kein Bett.

Zwei Uhr durch!

Rose holte tief Luft. Sie schüttelte dabei den Kopf. Noch immer war sie benommen, aber sie bewegte bereits ihre Füße. Die Stiefel hatte sie ausgezogen, doch daran konnte sie sich kaum erinnern.

Ihr war kalt. Sie fror. Nächte in den Bergen sind meist kühl. Sie bewegte die Zehen, was ihr gut tat. Allmählich wich die dumpfe Benommenheit aus ihrem Kopf, und das Plätschern des Gebirgsbachs drang klarer an ihre Ohren.

Dieses Geräusch hatte sie bestimmt nicht aus den Tiefen des Schlafs

gerissen. Es musste etwas anderes gewesen sein. Sie überlegte. War es ein Tier gewesen, das ihren Wagen umschlichen hatte? Einige Leute hatten zwar davon gesprochen, dass in den Bergen noch Bären leben sollten, das aber verwies sie in das Reich der Märchen.

Wenn ein Tier sie aus dem Schlaf gerissen hatte, dann sicherlich kein Braunbär. Oder doch?

Es gefiel Rose gar nicht, den einigermaßen sicheren Wagen zu verlassen, doch was sein musste, das musste sein. Sie griff nach den Stiefeln und streifte sie über. Für einen Moment blieb sie noch sitzen, das Kinn auf eine Hand gestützt und mit der anderen nach der Lederjacke greifend, die sie überstreifen wollte.

In der Bewegung hielt sie inne. Sie hatte etwas gestört! Diesmal war es kein Geräusch gewesen, sondern eine Bewegung. Ja, der Wagen hatte sich bewegt.

Normalerweise war es unmöglich, weil er fest und mit seinen vier Rädern auf dem Boden stand, aber dieses kurze, zitternde Schaukeln hatte sich die Fotografin auf keinen Fall eingebildet.

Sie hätte sich gern geräuspert, traute sich aber nicht, aus Angst, dass es gehört werden konnte.

War sie noch allein?

Rose Cargill erschrak über ihre eigenen Gedanken. Natürlich war sie allein, alles andere wäre Unsinn gewesen.

Und diese Bewegung…

Sie war sicherlich nicht durch den Wind erfolgt, denn der zeigte sich von seiner ruhigen Seite. Es war so gut wie windstill. Das also konnte es nicht gewesen sein.

Ich muss raus, dachte sie. Auch wenn es mir schwer fällt, ich muss draußen nachschauen.

Da sackte der Wagen nach rechts und gleichzeitig nach hinten weg. Schlagartig geschah dies. Die Fotografin hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Sie spürte, wie etwas Kaltes über ihren Körper rann.

Sie hörte das Zischen. Jemand musste eine Gasflasche geöffnet haben, um den Inhalt entweichen zu lassen.

Rose wusste sehr genau, dass dies nicht stimmte. Das war keine Gasflasche. Das Geräusch hatte einen anderen Grund. Hinzu war noch die absackende Bewegung nach rechts gekommen. Da hatte jemand den rechten Hinterreifen zerschnitten!

Noch einmal sackte der Wagen weg.

Rose rührte sich nicht. Dafür überschlugen sich ihre Gedanken.

Also doch ein Tier. Irgendein Nager, der gern Autoreifen fraß. Vielleicht ein Marder.

Rose dachte auch an etwas anderes. Sie trug leider keine Waffe bei sich. Obwohl sie Waffen verabscheute, hätte sie sich jetzt ein Schießeisen gewünscht. Allein aus Gründen der Beruhigung.

Bevor der Marder seinen Hunger an weiteren Autoreifen stillen konnte, musste Rose raus und ihn vertreiben. Sie fürchtete sich davor. Da baute sich eine innere Warnung auf, die ihr mitteilte, dass es gefährlich werden konnte, wenn sie den relativen Schutz des Fahrzeugs verließ. Eine kalte Haut kroch über ihren Rücken, und die wiederum hatte nichts mit der normalen Kälte zu tun. Sie stieg aus dem Innern hervor und war rein seelisch bedingt.

Der Wagen war einfach zu eng, als dass sie sich hätte lautlos bewegen können. Sie kroch auf die hintere Tür des Jeeps zu.

Aufstoßen. Sehr vorsichtig. Nur keine unnötigen Geräusche verursachen. Niemand sollte gewarnt werden. Zuvor schaltete sie die Innenbeleuchtung aus. Beruhigter war sie nicht. Im Gegenteil, selten zuvor hatte ihr Herz so schnell geschlagen. Zudem war sie ins Schwitzen geraten. Das Zeug lag klebrig auf der Stirn.

Um aussteigen zu können, musste sie den Kopf einziehen. Im Auto war es wärmer gewesen. Jetzt spürte sie schon den kalten Wind. Wie Eishände strich er über ihr Gesicht hinweg.

Sie blieb neben dem Jeep stehen. Bewusst war sie an der linken Seite ausgestiegen. So würde sie um das Heck herumgehen können, um an der rechten Seite nachzuschauen.

Alles war klar…

Nur ihr ging es nicht gut. Den ersten Schritt legte sie nicht so zögernd zurück wie den zweiten. Danach blieb sie stehen, denn das neue Geräusch irritierte und ängstigte sie zugleich.

Jemand war dabei, über irgendetwas hinwegzukratzen. Das Zischen hörte sie nicht mehr, nur eben das leise Kratzen oder Schaben, und es klang dort auf, wo sich die Reifen befanden.

Nein, der Reifen. Der rechte Hinterreifen!

Also doch ein Marder, dem die Gummimasse schmeckte. Sie konnte es nicht fassen, aber sie verlor etwas von ihrer beklemmenden Furcht. Das Tier würde sie schon verscheuchen können.

Die Nacht war längst nicht so dunkel, wie Rose angenommen hatte. Über den Bergen stand ein blanker, blauschwarzer Himmel mit einem herrlichen Panorama aus funkelnden Sternen. Die Berge waren noch gut zu erkennen. Dunkle Riesen ragten in den Himmel.

Unterschiedliche Formationen, mal hoch und spitz, mal kantig, dann wieder flacher und auch breit. Die Berge schwiegen, sie erinnerten die Fotografin zwar an Wächter, nur konnten sie ihr nicht helfen.

Roses Schritte knirschten leise auf dem Geröll. Die Luft war sehr klar. Vom Bach her wehte ihr ein kalter Hauch entgegen.

Noch einen Schritt ging sie nach vorn. Die Lederjacke knarrte bei jeder Bewegung. Es ärgerte sie. Neben der rechten, leicht angeschmutzten Heckleuchte des Jeeps blieb sie stehen.

Tief Atem holen.

Da nahm sie den Geruch wahr. Sie konnte ihn nicht beschreiben, er war einfach widerlich. Es war Aasgeruch.

Rose drehte sich um den Wagen herum. Zum Greifen nahe stand sie neben dem rechten Hinterrad, schaute nach unten und glaubte, verrückt zu werden…

***

Marder hatte sie oft genug auf Fotos gesehen. Sie wusste deshalb genau, wie die Tiere aussahen. Was da aber am Reifen hockte, hatte mit einem Marder so wenig gemeinsam wie ein Fisch mit einem Tanzbären. Es war auch kein Tier, es war eigentlich auch keine Gestalt. Für dieses Wesen gab es nur einen Ausdruck.

Es war ein Monster!

Rose Cargill konnte nicht mehr atmen, weil ihr eine Pestwolke entgegen wehte. Die Wolke ging von der grünlichen Gestalt aus, die zwar einen menschlichen Körper auswies, doch kein Gesicht. Ihr Gesicht war einfach nur eine schreckliche Mutation, als wären ein Schwein und ein Hund miteinander gekreuzt worden.

Eine Bestie!

Eklig stinkend, mit einem breiten Maul versehen. Zwei Zahnreihen waren damit beschäftigt, die Gummifetzen zu kauen. Zwischen den Kiefern hing die schwarze Masse in langen Fäden, und die runden Kugelaugen hatte das Wesen nur auf den Reifen gerichtet. Die Frau daneben schien es nicht zu interessieren.

Rose Cargill wusste nicht, was sie noch denken sollte. Ihr Gehirn war blockiert. Sie kam sich vor, als hätte sie jemand in einen Käfig des Schreckens gesteckt. Um sie herum standen Eisstangen. Sie pressten sich so nah gegen ihren Körper, dass Rose den Eindruck hatte, ihre Seele würde erfrieren.

Das Wesen fraß weiter. Es schmatzte und hieb immer wieder seine Zähne in die Masse. Das schwarze Zeug hatte das Maul verschmiert, und die Bestie kümmerte sich noch immer nicht um die Frau.

Rose ging zurück.

Sie wollte rennen und wusste gleich, dass sie es nicht schaffen würde. Außer dem wollte sie auf unnötige Geräusche verzichten, deshalb zog sie sich so leise und so vorsichtig zurück wie eben möglich. In ihrem Kopf tuckerte es. Was sie denken sollte, das wusste sie nicht. Eines aber stand für sie fest.

Das hier war nicht normal. Derartige Wesen gehörten weder in das Reich der Tiere, noch in das der Menschen. Sie waren eine Mischung aus beiden, und sie fragte sich, ob es dafür einen Begriff gab.

Ja, das war ein Monster!

Auf einmal kam ihr in den Sinn, was Manu gesagt hatte. Er hatte von den Leichen gesprochen, den uralten Wesen, den Zombies, von

lebenden Toten also.

Dieser letzte Gedanke war schrecklich. Er jagte durch ihr Bewusstsein wie scharfe Säurespritzer. Sie hatte plötzlich eine irrsinnige Angst. Zwar kannte sie sich mit Zombies nicht aus, aber sagte man denen nicht nach, dass sie Menschenfleisch liebten?

Sie lief schneller. Es war Rose auch egal, ob die Füße Geräusche verursachten, sie wollte nur weg von dieser Bestie. Sich verstecken und den Sonnenaufgang abwarten.

Sie lief. Zuerst rückwärts, weil sie den Blick auf das fressende Etwas richten wollte. Es ließ sich nicht stören. Auch dann nicht, als unter den Tritten der jungen Frau das Wasser des Bachs in die Höhe spritzte. Erst jetzt lief sie schneller. Und sie drehte der Gestalt auch den Rücken zu. Sie rannte.

Es war nicht einfach, in den Stiefeln zu laufen. Hinzu kam der unebene, mit Geröll bedeckte Boden, eine einzige Stolperfalle. Oft genug stieß Rose mit den Stiefelspitzen gegen die Hindernisse. Die kleineren schleuderte sie zur Seite, die größeren aber blieben liegen.

Sie kämpfte sich vor.

Den Bach hatte sie hinter sich gelassen. Rose rannte zu der Bergwand und war auf der Suche nach einem Versteck.

Sie hörte sich atmen. Sie schwitzte. Später keuchte sie und rannte trotzdem weiter.

Ihr kam zugute, dass sie ein solides Leben führte und nicht rauchte. Ihre Kondition war gut. In der freien Zeit joggte sie des Öfteren.

Das zahlte sich jetzt aus, doch irgendwann war Schluss. Da ging dann nichts mehr. Ihre Beine wurden schwer, zudem führte der Weg jetzt bergauf.

Ein Schatten sprang vor ihr hoch. Nein, kein Mensch, auch kein Monster. Rose versuchte, diesem starren Gebilde auszuweichen, was ihr nur unvollständig gelang, denn mit der linken Schulter rammte sie gegen die Kante und schrammte daran entlang.

Die Fotografin verlor das Gleichgewicht und stürzte. Und dabei hatte sie das Gefühl, ihren eigenen Fall wie in einer Zeitlupenaufnahme zu erleben. Sie schwebte, der Untergrund drehte sich. Sie streckte beide Arme aus. Eine Idee zu spät.

Ziemlich hart schlug sie auf.

Sie hörte sich selbst schreien und spürte Schmerzen an den Handballen, als sie über den Boden rutschte.

Ein Schlag traf auch ihre rechte Kniescheibe, als hätte jemand mit einem Baseballschläger zugedroschen. Auch die Stirn prellte sie sich. Eine Platzwunde blieb an der Stelle zurück.

Dann lag sie still.

Sie hatte die Augen geschlossen. Vielleicht half ihr das, die Tränen der Wut und Erschöpfung zurückzuhalten.

Sogar ihre Lippen bluteten, und sie hatte sich auf die Zunge gebissen, doch das war alles nicht wichtig. Für sie zählte nur, dass sie noch am Leben war, wenn auch total erschöpft.

Rose Cargill schmeckte den Staub. Sie hörte die dumpfen und dröhnenden Geräusche, von denen sie umgeben war. Doch sie erreichten sie nicht von außen, sie fanden in ihrem Kopf statt, wo es hämmerte und klopfte.

Ein Zeichen der Erschöpfung, markante Merkmale eines irrsinnigen Stresses, dem sie verfallen war. Sie wusste nicht ein noch aus, sie war einfach völlig fertig und von der Rolle. Nichts ging mehr.

Wenn jetzt ein Feind kam, würde sie für ihn eine leichte Beute werden. Und wiederum dachte sie an die verfluchten Zombies. Warum wollten ihr die Erzählungen des jungen Manu nicht aus dem Sinn gehen? Dieses Reifen fressende Wesen war doch kein Zombie gewesen, das war eine Mutation, ein Tier wie der Yeti, den es ja angeblich nicht gab.

Aber wer konnte schon wissen, was sich in den einsamen Bergregionen über Jahrtausende hinweg gehalten hatte?

Allmählich sammelte Rose neue Kräfte. Sie konnte wieder klar und nüchtern denken. Sie konnte nicht an dieser Stelle bleiben, das war kein Versteck. Sie musste sich aufraffen, weglaufen und ein neues Versteck suchen.

Rose hatte wieder einigermaßen zu sich selbst gefunden, und nun merkte sie, was ihr alles wehtat. Das war das linke Knie, die Handballen, die Stirn. Verstaucht oder gar gebrochen hatte sie sich zum Glück nichts. Und die blauen Flecken kamen und gingen auch wieder.

Sie musste fliehen!

Taumelnd kam sie auf die Füße. Tief saugte sie die Luft ein. Sie spürte in den Lungen das Stechen, als wären sie von spitzen Messern durchdrungen worden. Im Kopf ballte sich die Macht zusammen. Blitze durchtosten ihr Gehirn und zuckten unter der Schädelplatte entlang.

Sie bewegte sich. Es war ihr einfach nicht möglich, ruhig stehen zu bleiben. Rose brauchte den Ausgleich durch ihre Gymnastik. Nach einer Weile hörte sie auf und kam erst jetzt dazu, sich richtig umzuschauen. Schließlich musste sie wissen, wo sie sich befand.

Sie hatte in der kurzen Zeit schon einen ziemlich weiten Weg zurückgelegt. Ihren Wagen sah sie nicht mehr. Das lag auch an der Dunkelheit und dem hügeligen Gelände.

Riesen umgaben sie. Steinerne Wächter. Hohe Wände. Schimmernder Fels im kalten Licht der Sterne. Hinzu kam die unendliche Weite des Himmels und die hohen Gipfel. Sie waren so unerreichbar für die Fotografin. Wahrscheinlich deshalb spürte sie ihre Furcht doppelt so

stark.

Hatte sie noch Chancen? Sie wusste es nicht, denn Rose ging davon aus, dass dieses Wesen sie möglicherweise witterte. Zombies ließen sich eben gern vom Geruch eines Menschen leiten.

Wo konnte sie sich verstecken?

Kälte kroch über ihren Rücken. Sie spürte die Gänsehaut. Unter den Haaren kribbelte es. Der Mund war trocken, die Kehle ebenfalls.

Staub lag in der klaren Luft. Das Sternenlicht ließ ihn kostbar glitzern. Nicht weit von ihr entfernt ragte eine Felswand hoch. Sogar ziemlich zerklüftet, und an manchen Stellen glaubte sie sogar, so etwas wie eine Treppe zu sehen, die als natürliche Formation in die Höhe führte.

War das der Weg?

Nein, wenn sich die Verfolger auf ihre Fersen hefteten, hatte sie da keine Chance. Rose erschrak darüber, dass sie in der Mehrzahl gedacht hatte.

Himmel, gab es denn mehrere dieser Bestien, die hier lauerten?

Verstecke existierten genug. Hinter jedem großen Stein oder an jeder Spalte konnten sie sich verborgen halten.

Rose schüttelte den Kopf, als hoffte sie, dadurch einen Teil ihrer Angst loszuwerden.

Längst nicht mehr so locker setzte sie ihren Weg fort. Sie war innerlich stark angespannt und äußerlich ebenfalls. Ihre linke Kniescheibe schmerzte bei jedem Schritt. Ihre Augen brannten, obwohl sie nicht weinte.

Rose Cargill suchte in dieser einsamen Bergwildnis nach einem Versteck. Sie musste sich einfach verbergen, und als hätte sie einen Führer neben sich gehabt, fand sie sogar einen schmalen Weg, der sich dabei dicht an der Felswand hielt und in deren Schatten eingetaucht war. Dieser Pfad verlief in zahlreichen Kurven auf die Felsen zu.

Immer wieder duckte sie sich, schaute sich dabei um, ging weiter, und das genau wurde ihr zum Verhängnis.

Ein Fehltritt reichte aus.

Der leise Schrei kam ihr vor, als hätte ihn ein Fremder ausgestoßen. Rose rutschte tiefer. Sie glitt einen blanken Felshang hinab. Die Angst wuchs blitzschnell, und erst von einem aus dem Fels wachsenden Stein wurde sie aufgehalten. Daran klammerte sie sich fest.

»Geschafft!«, keuchte sie. »Du hast es geschafft! Du bist entwischt. Du bist nicht verletzt…«

Sie beruhigte sich wieder. Dann schaute sie nach vorn. Sehr tief wäre sie nicht gerutscht. Eine kleine Mulde hätte auf sie gewartet und sie aufgefangen.

Durchatmen. Sich fangen. Wieder zurücklaufen…

Der Gestank traf sie wie ein Schlag. Als hätte ihr jemand einen

modrigen Lappen in das Gesicht gedroschen. Die Fotografin erstarrte, denn sie wusste, was dieser Gestank zu bedeuten hatte.

Das Wesen war da!

Sie hätte schreien können, sie wünschte sich in einen tiefen Albtraum hinein. Das half nichts. Stattdessen drehte sie den Kopf und schaute den letzten Rest des Wegs zurück.

Da oben stand er!

Ja, es war ein Er und kein Es. Es war nicht das gleiche Wesen wie an ihrem Wagen, da oben lauerte ein zweites Monster, das anders aussah als das erste.

Das Wissen erwischte sie mit aller Deutlichkeit. Es krallte sich in ihrem Gehirn fest. Es war einfach furchtbar, es war der Schrecken an sich, weil der Albtraum zur Wahrheit geworden war.

Manu hatte Recht gehabt. Da oben lauerte ein Zombie…

Eine menschliche Gestalt, die im Sternenlicht und dem eines wie aufgeblasen wirkenden Halbmondes grünbleich schimmerte. So musste eine Leiche aussehen, die nach einigen Wochen aus dem Grab geholt worden war. Normalerweise bewegten sich Leichen nicht mehr, diese Gestalt über ihr tat es aber, denn sie streckte die Hände und ihren Kopf vor, sodass Rose in das verunstaltete Gesicht schauen konnte.

Es war eine hässliche Fratze, bedeckt von nässenden Geschwüren und Pusteln. Wahrscheinlich waren sie es, die den fürchterlichen Geruch abgaben, denn in die Mulde hinein schwebte ein süßlicher Leichengestank.

Das Wesen war nicht gekommen, um Rose zu erschrecken, sondern um sie zu holen. Es zuckte noch einmal. Dann ließ es sich fallen.

Rose konnte den Schrei nicht unterdrücken. Wie ein Notsignal jagte er in die klare Bergluft hinein, doch es gab niemanden, der ihn gehört hätte und ihr zu Hilfe geeilt wäre.

Stattdessen kam das Untier.

Es rutschte über die glatte Seite der Mulde hinweg, hatte sich den kleinen Felskopf als Ziel ausgesucht und blieb auf der Bahn. Es konnte Rose nicht verfehlen.

Sie klammerte sich nur mit der linken Hand fest. Die rechte streckte sie dem Wesen entgegen. Ihre Faust stieß gegen den Körper, und sie senkte sich dabei in eine weiche Masse hinein, als wollte sie ein tiefes Loch bohren.

Das Gewicht dieser Gestalt drückte sie gegen den Felsen. Er war kein Rettungsanker mehr für sie, denn teigige Arme umschlangen sie, und Rose wurde von dem penetranten Leichengeruch eingehüllt.

Das Wesen bewegte sich.

Sie hörte furchtbare Geräusche. Ein wildes Keuchen oder Schmatzen. Die Kraft zerrte an ihr. Sie stieß sich ab von diesem Felsen, der ihr

einen trügerischen Halt geboten hatte.
Rose Cargill merkte kaum, dass sie wie eine Wilde um sich schlug.
Es war ihr egal, was sie traf. Ob das verunstaltete Gesicht oder den weichen Körper. Sie wollte sich nur befreien und setzte auch ihre Fingernägel ein, um die Haut aufzureißen.
Dann rutschte sie ab. Sie bewegte sich wie eine Puppe, als sie dem Boden der Mulde entgegenglitt.
Ein blitzschneller Griff des Wesens. Zielsicher umklammerte er den Knöchel der Fotografin, und wieder steckte sie in einer Falle. Sie hatte verloren.
Rose wusste es. Und sie konnte nicht einmal weinen…

***

Es war nicht das Gleiche wie vor einigen Monaten beim Teleporting, als sich mein Körper in Atome aufgelöst und später an einem anderen Ort wieder zusammengesetzt hatte. Das hier war anders, nicht zu vergleichen, denn diesmal packte mich der Sog. Er riss mich fort aus meiner Umgebung, und ich hatte dabei wirklich das Gefühl, als wären Wellen über meinem Körper zusammengeschlagen, die mich schluckten und nie wieder hergeben wollten.
Ich trudelte weg. Ich fiel in die Tiefe. Ich rauschte ins Nichts!
Dabei spürte ich keinerlei Gefühle. Ich konnte mich auch nicht orientieren, wusste nicht, wo oben, unten, rechts oder links war. Ich musste mich einfach diesen anderen, gefährlichen und auch starken magischen Kräften hingeben.
Jede Reise hat irgendwo ein Ende und war sie auch noch so unerklärlich und unbegreiflich. Das wusste ich aus Erfahrung, denn ich hatte bereits zahlreiche dieser magischen Reisen unternommen, war auch immer an ein Ziel gelangt und lebte noch.
Deshalb spürte ich auch diesmal keine Furcht, sondern mehr eine gewisse Neugierde, wo ich wohl landen würde. Dabei schloss ich nicht einmal die Reise in die Vergangenheit aus.
Alles war möglich!
Zeitlich waren diese Arten von Reisen nicht zu erfassen. Denn dieser Faktor spielte keine Rolle. Es war durchaus möglich, dass ich in meiner normalen Welt blieb, ich konnte auch in die Regionen eines Pandämoniums eintauchen und schloss dabei selbst einen Besuch in der finstersten Hölle nicht aus.
Schlagartig war alles vorbei.
Ich war wieder ich selbst, ich war wieder normal, und ich spürte eine normale Umgebung. Keine dumpfe Luft, keinen bedrückenden schiefergrauen Himmel, keine Monster, die mich aus glühenden Augen anstarrten, sondern eine warme und trotzdem etwas kühle Luft, die mich umwehte.

Ich öffnete die Augen. Nur, um sie im nächsten Moment wieder zu schließen, weil mich die Strahlen der Sonne einfach zu stark geblendet hatten.

Ich drehte den Kopf nach rechts und damit der Kühle entgegen.

Dort musste Schatten sein. Als ich die Augen diesmal öffnete, konnte ich aufatmen und auch normal sehen, denn ich hatte mich tatsächlich in einen Schatten hineingedreht.

Da ich die Augen offen ließ, stellte ich fest, dass ich nahe einer sehr hohen Felswand lag, die über mir schwebte wie ein gewaltiges dunkles Dach.

Für einen Moment blieb ich liegen, schnappte nach Luft und war erleichtert darüber, dass mich diese magische Reise nicht in fremde Dimensionen hineingeführt hatte.

Nach einer Weile raffte ich mich auf, ging einige Schritte, bis sich mein Kreislauf wieder beruhigt hatte, blieb dann stehen und schaute mich zunächst einmal um.

Ja, es war die normale Welt.

Vielleicht die Alpen? Denn mich umgaben die hohen Berge wie unüberwindliche Wände, über denen hoch oben die Sonne stand und mir wie ein grelles Auge zublinzelte. Ihre Strahlen hatten das Gestein erwärmt. Es tat mir gut. Mein Optimismus verflog etwas, als ich dann die Einsamkeit genauer betrachtete, die mich umgab.

Hier hielt sich keine Menschenseele auf. Ich musste mich in einem Tal jenseits der Baumgrenze befinden, denn in meiner Sichtweite wuchs nicht ein einziger Baum. Dabei spielte es keine Rolle, in welche Richtung ich blickte, nicht einmal eine knorrige Krüppelkiefer bekam ich zu Gesicht. Das gefiel mir nicht besonders. Steile Felswände umgaben mich wie die Mauern eines Zuchthauses, allerdings gestattete man mir einen Blick, und schräg vor mir sah ich etwas, das sich flimmernd durch die Landschaft bewegte.

Es zuckte, es blitzte an vielen Stellen auf, weil es von Sonnenstrahlen getroffen wurde, und mir kam zu Bewusstsein, dass ich auf einen schnell fließenden Bach schaute.

Ein Gebirgsbach also.

Nun ja, das war natürlich, das gehörte dazu, auch wenn ich hier so gut wie keine Vegetation entdeckte, abgesehen von einer dünnen, grünlichen Grasdecke, die mich mehr an die Tundra erinnerte.

Gehörte auch der Wagen zur Natur?

Ich hatte meinen Kopf nach links gedreht und ihn entdeckt. Zuerst wollte ich es nicht glauben und dachte an eine Fata Morgana.

Nein, das war es nicht. Der kleine Geländewagen – jedenfalls sah er aus der Entfernung klein aus stand dort, wo die Sonnenstrahlen auf der Wasseroberfläche tanzten. Wenn mich nicht alles täuschte, stand das Fahrzeug ziemlich schief.

Also befand ich mich in dieser Einöde doch nicht allein. Ein anderer Mensch musste in der Nähe sein. Aber wo?

Es war am besten, wenn ich mir den Wagen einmal anschaute. Da gab es möglicherweise Spuren zu entdecken. Schon jetzt machte ich mir Gedanken darüber, wer den Mut hatte, in diese einsame Bergwelt zu fahren. Das musste wirklich ein Naturbursche sein. Andererseits freute ich mich über den Anblick, denn so schien mir auch mein Rückweg gesichert zu sein. Ich konnte nur nicht herausfinden, wo ich mich befand, und ich ging weiterhin davon aus, dass es mich in die Alpen verschlagen hatte.

Ich kam nicht mehr dazu, mir den Weg und seine Umgebung genauer anzuschauen.

Was mich alarmierte, war der Schrei! Und der hatte sich angehört, als befände sich ein Mensch in höchster Gefahr…

***

Natürlich schaute ich auch weiterhin nach vorn, denn dort befand sich mein Fixpunkt. Dann aber dachte ich über den Schrei genauer nach und stellte fest, dass er in meinem Rücken aufgeklungen war.

Hinter und gleichzeitig über mir.

Auf der Stelle fuhr ich herum.

Zum ersten Mal schaute ich richtig an den Berghängen hoch und ließ meinen Blick über die aus wechselnden Grautönen bestehenden Felsen gleiten, auf die sich an manchen Stellen das Sonnenlicht gelegt hatte und dunkle Spiegel zeichnete.

Aber da war nichts. Da bewegte sich niemand. Keine Frau stand auf einem Vorsprung und schrie noch einmal um Hilfe. Selbst die letzten Echos des Schreis waren verweht, und mich umgab wieder die tiefe Stille der einsamen Bergwelt.

Es stand fest, dass ich mich nicht getäuscht hatte. Andererseits überlegte ich, ob dieser Schrei nicht auch von einem Tier hätte ausgestoßen werden können. Unwahrscheinlich, denn in dieser Region lebten Gämsen oder Steinböcke, und die schrien anders.

Doch ein Mensch, eine Frau!

Mein schlechtes Gewissen war wie eine kleine Ratte, die immer tiefer nagte. Ich war einfach gezwungen, etwas zu tun, wollte ich vor mir selbst bestehen.

Und so entschloss ich mich, nachzuschauen. Ich musste mich auf die Suche machen, denn ein sich in Gefahr befindlicher Mensch hatte mich noch nie kalt gelassen.

Ich hoffte, dass ich die ungefähre Richtung eingeschlagen hatte, aus der mir der Schrei entgegengeweht war. Allerdings war dort die Welt nicht mit Brettern zugenagelt, sondern mit Felsen, Steinen und sagenhaft hohen Wänden.

Das Gelände war hügelig. Ich musste einfach den richtigen Weg finden und hielt mich dabei auf einem schmalen Pfad. Wenn ich sehr genau hinschaute, sah ich Abdrücke zwischen den Steinen an den Stellen des Bodens, die nicht so hart und ausgetrocknet waren.

Zumeist Schleifspuren, als wäre hier etwas weggebracht worden, doch ich entdeckte auch hin und wieder einen sehr schwachen Fußabdruck, besonders den der Hacke oder Ferse.

Leider war nicht festzustellen, ob er von einer Frau oder einem Mann stammte.

Auch nicht bei dem Stofffetzen, der zwischen den dürren Zweigen eines trockenen Busches hing. Das Gewächs selbst hatte sich unter einer schräg liegenden Steinplatte hervorgequält, und dieser Fetzen Stoff war tatsächlich ein Taschentuch.

Ich nahm es hoch.

Sehr schwacher Parfümgeruch wehte mir in die Nase. Für mich der Beweis, dass dieses Taschentuch einer Frau gehört hatte, und ich dachte wieder an den Hilfeschrei der weiblichen Stimme.

Hier kam einiges zusammen. Doch das Schwierigste stand mir noch bevor. Ich musste die Person finden, die den Schrei ausgestoßen und das Taschentuch verloren hatte.

In den letzten Minuten hatten sich meine Gedanken und Vermutungen einfach zu stark um diese Unbekannte gedreht. Ich war nicht mehr dazu gekommen, an mich selbst und mein eigenes Schicksal zu denken, denn das war ebenfalls wichtig.

Der Sessel hatte mich von sich weggeschleudert. Nicht in eine andere Dimension hinein, nur an einen anderen Ort dieser Welt. Und das war nicht grundlos geschehen, deshalb ging ich davon aus, in dieser Umgebung die Lösung des großen Rätsels zu finden.

Meine Erinnerung kehrte zurück nach New York. Hinein in das kleine Museum, wo die Auktion stattgefunden hatte. Ich dachte an die Gestalt auf dem Sessel und auch an deren Warnung.

Sie hatte mit mir über das Gericht der Toten gesprochen. Ich stand auf der Liste. Diese Feinde wollten mich tot sehen. Aber ich sollte nicht so einfach vernichtet werden, sondern durch ein Gericht. Setzte es sich tatsächlich aus Toten zusammen? So recht glaubte ich das nicht, denn es konnten durchaus lebende Tote, also Zombies, sein.

Oder auch Ghouls.

Auf einer kleinen Kuppe blieb ich stehen. Ich sah, dass es vor mir tiefer hinab ging. Zwar nicht in eine Schlucht, aber als Klamm sah ich diese Enge schon an.

War das der richtige Weg?

Ich suchte nach weiteren Spuren, ohne allerdings auf dem glatten Gestein welche entdecken zu können. Trotzdem versuchte ich es. Irgendwas musste ich schließlich unternehmen.

Der Untergrund war glatt und rutschig. Zum Glück griffen die Sohlen. In Serpentinen näherte ich mich dem Grund der Klamm, durch die kein Bach floss.

Unten angekommen, blieb ich stehen, drehte den Kopf und schaute erst einmal zurück.

Niemand war zu sehen. Keiner hatte sich an meine Verfolgung gemacht. Trotzdem fühlte ich mich nicht sicher, weil ich den Eindruck nicht loswurde, beobachtet zu werden.

Ich schaute in eine andere Richtung. Die Klamm verengte sich.

Dort kam ich nicht weiter. Und an der rechten Seite, wo die Wand in einem nicht so steilen Winkel in die Höhe führte?

Meine Augen weiteten sich. Obwohl ich schon viel erlebt hatte, konnte ich nur staunen. Diesmal über eine natürliche Treppe, die an der schräg verlaufenden Felswand hoch führte.

Das musste der Weg sein.

Ich zögerte keine Sekunde länger und ging los…

***

Die Fotografin Rose Cargill wusste nicht, ob sie Stunden, Tage oder Nächte in einem Verlies verbracht hatte, in dem es stockfinster war und das sie immer mehr an die Folterkammern mittelalterlicher Burgverliese erinnerte, denn als sie es in der Finsternis durchwanderte und durchtastet hatte, waren ihre Hände nicht nur über feuchtes Mauerwerk geglitten, sondern auch über das Holz einer niedrigen Tür. Alte, stinkende Lappen verströmten Leichengeruch. Niemals würde sie sich daran gewöhnen können, doch es gab keine andere Möglichkeit für sie. Solange die anderen nicht wollten, dass sie hier herauskam, musste sie zwischen den dicken Wänden dahinvegetieren.

Wer waren die anderen?

Darüber machte sich Rose immer wieder Gedanken. Für sie waren die nicht normal. Obwohl sie erst zwei von ihnen kennen gelernt hatte, waren es keine Menschen und keine Tiere, sondern eine Mischung aus beiden.

Bestien, Mutationen, Dämonen?

Ihr kamen zahlreiche Begriffe in den Sinn. Sie konnte sich für keinen von ihnen entscheiden und gab ihnen deshalb von jedem etwas.

Jedenfalls konnte es schlimmere Wesen nicht geben, das war schon die absolute Spitze des Grauens.

Rose hatte sich schließlich in ihr Schicksal ergeben und sich in die tiefe Finsternis gehockt. Als positiv empfand sie, dass sie noch lebte.

So recht freuen konnte sie sich darüber nicht, denn sie wusste nicht, was die anderen noch mit ihr vorhatten. Es gab schließlich Dinge, dagegen war der Tod direkt eine Gnade.

Rose blieb das Warten, das Bangen und auch das Hoffen auf

vielleicht bessere Zeiten.

Träge verstrichen die Stunden, und die Stille empfand sie sehr schnell als Folter. Sie war da, sie bedrückte sie, sie war wie ein Block, der sich immer mehr verdichtet, als wollte er ihren Atem stoppen. Manchmal rieselte eine Gänsehaut über ihren Rücken. Hin und wieder hörte sie auch kratzende Geräusche. Dann stellte sie sich jedes Mal vor, als wären die gekrümmten Finger der lebenden Leichen dabei, über den harten Untergrund zu schaben.

Geweint hatte sie nicht. Rose machte sich darüber auch keine Gedanken. Das würde sicherlich noch kommen, wenn sie abgeholt wurde. Sie rechnete nicht damit, dass man sie hier verhungern und als Nahrung zurückließ.

Obwohl – man konnte ja nie wissen…

Rose wollte auch nicht mehr an Manus Erzählungen denken. Sie musste sich auf sich selbst konzentrieren. Sie versuchte es mit einer gedanklichen Ablenkung. Zuerst dachte sie an ihren Beruf und holte sich die schönen, positiven Bilder ins Gedächtnis zurück. Dann erinnerte sich die Fotografin an ihr Zuhause, an die Kindheit vor allen Dingen, die sie im herrlichen Elsass erlebt hatte. Sie vermeinte sogar, den Duft des Federweißen zu riechen, wenn er im Herbst zusammen mit dem Zwiebelkuchen serviert wurde.

Es waren Wunschträume, denn der widerliche Leichengestank überwog bei weitem.

Plötzlich änderte sich alles. Nicht in ihrem Gefängnis, sondern draußen vor der Tür. Denn dort hörte sie Geräusche.

Waren es Schritte?

Rose Cargill hielt den Atem an. Ihr Herz klopfte schneller. Vorbei war es mit den schönen Erinnerungen. Die brutale Wirklichkeit hatte sie blitzschnell eingeholt.

Kamen sie, um sie zu holen?

Noch hockte sie auf dem stinkenden Stroh. Dann gab sie sich einen Ruck und stand auf. Die Prellungen an ihrem Körper waren vergessen, nur die linke Kniescheibe schmerzte noch bei jeder Belastung.

Sie ging zurück, bis eine Wand sie stoppte. Durch die Erkundigungen wusste Rose, dass die dicke Holztür genau vor ihr lag. Von dort würden sie also kommen.

Ihr Herz schlug schnell, immer schneller. Die Angst durchdrehte wie eine Spirale ihr Innerstes. Die Kehle hatte sich mit Speichel gefüllt, der sie an stinkenden Schlamm erinnerte.

Vor der Tür verstummten die Geräusche.

Rose zitterte. Sie lauschte. Etwas knirschte, als wäre Holz eingedrückt worden. Dann hörte sie ein schreckliches Geräusch. Das elende Quietschen drang wie eine Botschaft aus dem Totenreich an ihre Ohren, als wäre dort eine gequälte Seele dabei, allmählich

einzugehen.

Da sich ihre Augen an die absolute Finsternis gewöhnt hatten, empfand Rose selbst das flackernde Licht einer Kerze als blendend.

Es tanzte in ihr Gefängnis. Sie zog die Augen zu Schlitzen zusammen und erkannte deshalb nicht, wer die Kerze hielt.

Erst später, als die Tritte deutlicher wurden und der süßliche Modergestank auf sie zuwehte, öffnete sie wieder die Augen.

Das Bild war furchtbar!

Sie kannte das Wesen, das die Kerze hielt. Es war dieser Zombie, dessen Haut über und über mit nässenden Geschwüren bedeckt war. Er ging gebückt.

Ein Zweiter folgte ihm. Und dieses Wesen hatte sie noch nie zu Gesicht bekommen. Es war ihr neu.

War das der Teufel oder zeigte sich der Zweibeiner mit seiner schuppigen grünen Haut nur so? Auf seiner Stirn wuchsen zwei Hörner. Am Kopf wirkten die langen und spitzen Ohren wie festgeleimt. Er trug keine Kleidung und war auch geschlechtslos. Der Kerzenträger war mit einem nachthemdähnlichen schmutzigen Gewand bekleidet, das über den Boden schleifte.

Die beiden boten ein Zerrbild der Hölle, und sie blieben vor Rose stehen, um sie anzuschauen.

Gnade würden sie nicht kennen. Das zuckende Licht tanzte in die Höhe und über das mit Geschwüren bedeckte Gesicht des Monsters hinweg. Es verfing sich in den Augen, wo es innerhalb der Pupillen Licht und Schatten hinterließ, doch die wahnsinnige Grausamkeit des Blicks nicht unterdrücken konnte.

Der Unheimliche stierte Rose an. Er fixierte sie und suchte dabei ihren Körper ab. Sie kam sich vor wie ein Tier, das zur Schlachtbank geführt werden sollte, und sie konnte nicht mehr hinsehen. Deshalb drehte sie den Kopf zur Seite. Über ihren Körper jagten Kälteschauer. Das Blut schien sich in Eis zu verwandeln.

Erst als sie tapsige Tritte hörte, schaute sie wieder hoch. Nicht der Kerzenträger kam auf sie zu, sondern der grünhäutige Abkömmling des Teufels näherte sich ihr.

Die Angst wurde größer. Auch etwas anderes. Es war wie ein Sonnenstrahl in der Finsternis. Rose Cargill hatte zwischen den beiden Gestalten hindurch auf die offen stehende Tür geschaut. Sie wusste nicht, was sie jenseits dieser Tür erwartete, schlimmer konnte es kaum werden, deshalb beschäftigte sie sich gedanklich bereits mit einem Fluchtversuch.

Es fiel ihr wahnsinnig schwer, noch länger zu warten, aber sie musste den günstigsten Moment abpassen. Noch war der Winkel zu schlecht, sie würde nicht optimal an den beiden vorbeikommen.

Der grünhäutige Teufel verzog sein Gesicht und grinste. Noch zwei

Schritte, dann konnte er zufassen.
Jetzt noch einen! Sie schauderte zusammen. Sie tat nichts, sie betete innerlich und zitterte mit den Worten um die Wette.
Er fasste zu.
Die erste Berührung des Teuflischen. Eine grüne Pranke legte sich auf ihre Schulter. Haut so hart wie Horn drückte durch das Leder ihrer Jacke. Plötzlich dachte sie daran, dass sie ihr Taschentuch fortgeworfen hatte, als man sie weggeschafft hatte. Sie hoffte nur, dass es jemand fand.
Er zog sie zu sich heran. Rose spürte etwas von dieser für sie widerlichen Kraft der Pranke.
Dann überwand sie die Schwelle. Sie schlug zu. Ihre flache rechte Hand drosch sie gegen den hässlichen Schädel der Teufelsgestalt.
Der Kopf kippte nach links weg, als würde er auf einer Drahtspirale sinken, die Pranke machte die Bewegung mit und rutschte von ihrer Schulter.
Rose war frei. Und sie stürmte vor.
Das andere Wesen konnte nicht so schnell reagieren. Rose, einmal Mut gefasst, ging sogar noch weiter. Sie sprang noch einmal über ihren eigenen Schatten.
Kurz bevor sie den Kerzenträger erreichte, drehte sie ab und rammte ihn mit ihrer Schulter. Das Wesen wankte, fiel nicht, aber es gab ihr den Platz, um die Tür zu erreichen.
Jetzt weg, nur weg!
Sie stürmte hindurch. Der Schwung war zu groß. Er brachte sie bis zur gegenüberliegenden Wand, gegen die sie prallte. Zum Glück nicht mit dem Gesicht, dafür prellte sie sich hart den rechten Ellbogen. Aber was machte das schon in einer Lage wie der ihren? Da konnte sie einfach auf nichts Rücksicht nehmen.
Nach links oder rechts?
Wenn sie sich recht erinnerte, waren die Trittgeräusche von der linken Seite her an ihre Ohren gedrungen. Deshalb warf Rose ihren Körper in die Richtung und stürmte los.
Sie duckte sich, als liefe neben ihr jemand her, der immer wieder eine Peitsche schwang. Sie stürmte in die graue Finsternis hinein, und es war ihr egal, was sich ihr in den Weg stellte und wo sie schließlich landete.
Die Finsternis blieb nicht.
Rose konnte es kaum fassen, als sie vor sich den grauen Schimmer sah. Er drang von der rechten Seite her in das Dunkel und fand seinen Weg durch rechteckige Lücken in der Wand, durch Fenster eben, die sich wie die Stufen einer Treppe unterschiedlich hoch verteilten.
Und eine Treppe war ebenfalls vorhanden. Sie konnte die Steinstufen im grauen Licht erkennen. Sie waren uralt, ausgetreten, beschmiert

und rutschig. Wer hier hoch wollte, ging das Risiko ein, sehr schnell wieder zu fallen.

Rose blieb keine andere Chance. Sie musste den Weg nehmen, und der wiederum führte sie an den verschiedenen Fenstern vorbei.

Manche relativ groß, andere wieder klein, aber alle Öffnungen waren in den Fels eines Berges hineingeschlagen worden.

Die Fotografin schaute sich nicht um. Das hätte sie zu viel Zeit gekostet, und so etwas konnte sie sich nicht leisten. Für ihr Leben waren jetzt Sekunden entscheidend.

So hetzte sie weiter, versuchte auch, mal zwei oder drei Stufen auf einmal zu nehmen, was ihr nicht immer gelang, da die Gefangenschaft zu stark an ihren Kräften gezehrt hatte.

Nur aufgeben wollte sie nicht.

Sie stürzte die Wendeltreppe hoch. Rose keuchte und hustete. Sie merkte auch, dass ihre Beine immer schwerer wurden. Einige Male schon war sie gestolpert, und jetzt auch wieder, aber diesmal konnte sie sich nicht mehr halten.

Wie ein schwerer Sack fiel sie um, schlug auf der Treppe auf, schluchzte vor Schmerzen, während Licht ihren Körper überflutete.

Rose wusste nicht, ob sie verfolgt wurden und wie nahe die Verfolger schon waren. Sie hörte nur ihren eigenen Atem und spürte auch das Hämmern im Kopf.

Hochraffen, weiterlaufen. Das erste schaffte sie, das zweite nicht.

Eigentlich hätte sie der widerliche Gestank warnen müssen, doch die Frau war zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen. Sie hetzte weiter und prallte gegen ein weiches Hindernis, das auf einer Stufe stand und die Breite der Treppe fast vollständig einnahm.

Weich, nachgiebig, aber so hart wie eine Säule, an der sie nicht vorbeikam.

Sie legte den Kopf nach hinten und riss gleichzeitig die Augen weit auf. Das Entsetzen griff nach ihr wie eine Zange. Im Bruchteil einer Sekunde hatte Rose erkannt, gegen wen oder was sie da gelaufen war. Das war keine Wand gewesen, keine Säule, sondern eines dieser Wesen, das sie als Erstes gesehen hatte. Es hatte mitten in der Nacht neben ihrem Wagen gesessen und an dem verdammten Reifen geknabbert.

Jetzt war es wieder da. Und es griff zu.

Pfotenähnliche Pranken wischten auf sie nieder. Befreien konnte sich Rose nicht. Es gelang ihr nur noch, einen Schrei auszustoßen.

Der wehte durch die Öffnung und zitterte in zahlreichen Echos in die klare Bergluft hinein…

***

Was tun?

Es gab nur eine Möglichkeit, die mich voranbrachte. Ich musste die Treppe bis zu ihrem Ende durchgehen. Einiges lag schon hinter mir, und ich hoffte, dass es zumindest die Hälfte gewesen war, denn eine Freude war es nicht gerade, die Stufen hochzusteigen. Sie waren unterschiedlich hoch und breit und in der Mitte ausgetreten.

Dort hatten sich dann Feuchtigkeit und Schmutz angesammelt. Das waren wahre Stolperfallen.

Ich kam mir trotz allem vor wie in einer künstlichen Welt auf einem fremden Planeten. Es mochte daran liegen, dass sich diffuses Dunkel und Helligkeit immer wieder abwechselten, denn in gewissen Abständen war die Felswand neben mir durch dicke Lücken unterbrochen. So konnte sich das Tageslicht ungehindert freie Bahn verschaffen und mir auch den Weg zeigen. Dann wiederum musste ich mich durch eine schwammige und irgendwo auch klamme Finsternis den Weg bahnen.

Einige Male dachte ich an die seltsamen Mönche, die hier leben sollten. Zu Mönchen gehörte ein Kloster. Konnte es denn sein, dass ich mich in einem Kloster befand? Nicht in einem Kloster, das von Menschenhand errichtet worden war, sondern das die Natur in einer gewissen Laune einfach hatte entstehen lassen.

Das war möglich, so etwas gab es. Schon im frühen Mittelalter und noch davor hatten sich ganze Heere in diesen natürlichen Behausungen aufgehalten.

So etwas gab es in der Nähe von Dresden, im Elbsandstein-Gebirge. Warum also nicht auch hier?

Mit diesem Gedanken stieg ich weiter und rechnete deshalb damit, dass die Treppe irgendwo münden würde. Möglicherweise auf einer Höhe, die mir einen guten Ausblick verschaffte.

Vielleicht aber auch in einer Felsenhalle. Ich war gespannt.

Den Frauenschrei hatte ich natürlich nicht vergessen. Leider hatte er sich nicht wiederholt. Wollte ich die Person lebend finden, war ich einzig und allein auf mein Glück angewiesen.

Die Wendeltreppe führte links herum. Ich blieb stehen, ruhte mich etwas aus, schaute auch zurück und sah das unterschiedliche Spiel von Hell und Dunkel auf den Stufen.

Über mir befand sich eine Steindecke. Hoch wie die eines Doms, als sollte dieser Berg auch in seinem Innern in die Unendlichkeit führen. Ich wischte mir den Schweiß aus dem Gesicht und ging weiter. Wenn ich so hoch musste, wie die Decke über mir lag, dann gute Nacht.

Das stimmte nicht.

Nachdem ich die Treppe überwunden hatte, gab es keine Stufen mehr. Dafür schaute ich auf einen schmalen Durchgang, der längst nicht die Breite einer Tür aufwies, für mich aber ideal war.

Dahinter ballte sich die Finsternis zusammen. Durch keine Öffnung

schien Licht.

Für Helligkeit sorgte nur meine kleine Bleistiftleuchte. Ich schickte den Strahl in die Finsternis hinein, der sie regelrecht aufbohrte. Ich schwenkte die Hand, bekam mehr zu sehen und atmete auf, dass mich niemand in der Dunkelheit erwartete. Der Raum war menschen-und monsterleer, aber in ihm hing ein Geruch, der mich leicht würgen ließ.

Den kannte ich – leider.

Es war der typische Leichen-, Aas-oder Ghoulgeruch. Regelrecht klebrig hatte er sich zwischen den Wänden festgesetzt, die im Licht des Lampenstrahls feucht schimmerten.

Keiner erwartete mich.

Ich bewegte mich vor, schaute nach allen Seiten, ohne etwas erkennen zu können. Stille.

Aber es ging weiter, denn ich entdeckte schräg vor mir einen nächsten Durchgang. Dicht dahinter führten wieder die Stufen einer Steintreppe hoch.

Man machte es mir leicht, und ich sah keine Veranlassung, die Einladung nicht anzunehmen.

Allerdings war diese Treppe schmaler. Manchmal schmiegte sie sich regelrecht an die sie begleitende Wand. Weit konnte es nicht mehr zu diesem unbestimmten Ziel sein. Das sagte mir nicht nur mein Gefühl, sondern auch der immer stärker werdende Leichengeruch. Es kam mir so vor, als läge in jeder Ecke ein Stück Aas.

Ich musste mich auf einiges gefasst machen, denn ich war davon überzeugt, auf die Mönche zu treffen. Leider hatte man mir nicht sagen können, wie viele Feinde gegen mich standen. Ich wusste auch nicht, welchem Orden sie angehörten und ob es tatsächlich Templer waren, denn in der alten Zeit hatte es noch zahlreiche Splittergruppen gegeben.

Auf einmal war ich da. Der Lichtkegel meiner Lampe hatte die alten Spinnweben sichtbar gemacht und malte sich als Kreis auf dem neuen Ziel ab.

Wieder eine Tür. Eine verschlossene, doch unter ihr schimmerte ein schwaches Licht. Es schien Kerzenlicht zu sein, es flackerte nämlich.

Ich atmete tief durch und nahm mir noch einmal die Zeit, meine Waffen zu überprüfen. Das Kreuz war da, der Dolch ebenfalls, und auch die Beretta war okay.

Vielleicht ahnten die anderen schon, dass ich mich in der Nähe befand. Ich wollte es ihnen aber nicht zu leicht machen, überwand die letzte Stufe und blieb auf dem schmalen Absatz vor der Tür stehen.

Ich versuchte, durch das Schloss zu spähen. Durch die Öffnung wehte der üble Geruch. Da von innen kein Schlüssel steckte, konnte ich einen Ausschnitt des Raumes überblicken.

Viel sah ich auch deshalb nicht, weil das Licht der Kerze einfach zu schwach war. Ich sah so etwas wie eine Theke oder alte Kommode und davor einen Stuhl. Auf ihm lag ein rotes Tuch. Es machte den Sitzplatz für die Person weicher, die auf dem Stuhl in sich zusammengesunken hockte und die Hände mit Stricken gebunden hatte.

Das musste die Frau sein, deren Schrei ich gehört hatte. Ich kannte sie nicht, stellte fest, dass sie eine Blondine war und sich für einen Trip in die Berge angezogen hatte.

Hatte man sie allein gelassen?

Sie war gebunden, Bewacher sah ich keine. Dann konzentrierte ich mich auf die alte Klinke, die aussah wie eine nach unten gebogene Hand. Ich drückte sie, spürte keinen Widerstand und schob die schwere Tür mit dem rechten Knie auf.

Ich zog die Beretta, steckte das Kreuz in die Seitentasche und betrat so das alte Verlies…

***

Die Tür hatte beim Öffnen geknarrt, und dieses Geräusch war von der Frau gehört worden. Sie saß auf dem Stuhl und drehte mir den Kopf zu. Der Kerzenschein glitt über ihr Gesicht, er verfing sich auch in den Augen, in denen ich eine starke Trauer las. Sie schaute so deprimiert, so hoffnungslos, dass es mir einen Stich versetzte.

Äußere Verletzungen konnte ich an ihr nicht erkennen, sie war dem Anschein nach weder geschlagen noch gefoltert worden. Das wiederum machte mir Mut, aber ich blieb verdammt vorsichtig, denn ich erwartete…

Ja, was erwartete ich eigentlich?

Ich wusste es selbst nicht, als ich mich in das Verlies hineindrehte.

Ich hatte Feinde, es mussten diese seltsamen Mönche sein, doch von denen ließ sich niemand blicken.

Dafür sah ich die alte Holzkommode oder den Holztresen vor mir.

Zudem die Steinwände, die Decke, die Kerze auf dem Tresen. Sie war beinahe so dick wie der Unterarm eines Kindes. Inmitten der Flamme schimmerte schwarz der Docht.

Ich atmete durch die Nase. Roch den Rauch, aber auch den Moder.

Letzteres ließ mich vorsichtig werden. Ich schaute in die Runde, ging dabei einen weiteren Schritt auf die Gefesselte zu, ohne angegriffen zu werden.

Verdammt, das roch nach einer Falle!

Ich war fest davon überzeugt, dass man mich leimen wollte. Bisher hatte man mich an der langen Leine gehalten, und ich hatte genau das getan, was die anderen wollten.

Und nun? Die Frau befreien. Fast wie im Kino. Da kommt der Held,

und alles ist klar.

Nichts war klar. Ich war erstens nicht der große Held, und zweitens war das Leben nicht so einfach. Es bot immer wieder Überraschungen. Damit rechnete ich auch hier.

Die Blonde schaute mir entgegen. Ihre Lippen zitterten. Ich hatte das Gefühl, als wäre sie bereit, mir etwas zu sagen, doch sie brachte es einfach nicht fertig. Irgendetwas hemmte sie, verschloss ihren Mund. War es die Angst?

Dann veränderte sich ihr Blick. Die Furcht und die Hoffnungslosigkeit verschwanden, sie schaute mich jetzt sehr klar und scharf an, und ich verstand den Ausdruck.

Eine Warnung!

»Sind Sie allein?« Es waren die ersten Worte, die ich sprach. Ziemlich leise, deshalb kamen sie mir vor, als würden sie in den Steinwänden versickern.

Sie schüttelte den Kopf. Dabei verdrehte sie die Pupillen und schielte gegen die Decke. Dort also!

Zu spät. Ich hörte das Rascheln. Ein Vogel schien durch die Luft zu fliegen. Das stimmte leider nicht. Bevor ich noch etwas unternehmen konnte, hatte mich der Gegenstand erreicht. Er war durchsichtig, aber es war so verflucht groß, und einen Moment später fiel er über meinen Körper und fing mich ein.

Ein Netz!

Ganz einfach und billig. Das Netz war schwer, es behinderte mich.

Ich kam nicht weg, denn es bewegte sich zusätzlich, und ich bekam den Druck von verschiedenen Seiten.

Mich dagegen zu stemmen, dafür war ich einfach zu schwach. Die plötzliche Wucht riss mich um. Ich geriet ins Taumeln, die Beretta nutzte mir nichts mehr, und ich hörte auch, wie die Blonde aufstöhnte und sogar noch fluchen konnte.

Dann fiel ich.

Irgendjemand hatte das Netz zusammengezogen. Das schwere Geflecht riss mich von den Beinen. Ich warf zwar noch die Arme hoch, nur konnte ich mich nirgendwo festklammern. Wenn ich in die Maschen fasste, gaben sie nach, und der harte Stoß in den Rücken sorgte endgültig dafür, dass ich zu Boden fiel.

Ich konnte mich gerade noch abstützen. Dann rollte ich mich auf den Rücken, ohne jedoch ein Ziel zu sehen, nur Schatten umhuschten mich, und die stanken noch erbärmlich nach Moder.

Einer der Schatten bewegte sich ruckartig. Etwas senste von oben nach unten. Ich lag diesem Gegenstand im Weg. Er krachte in meinen Rücken, auch in den Nacken.

Als die Lichter ausgingen, hörte ich noch den lauten Ruf der Blonden, dann war es vorbei.

***

Suko wusste, dass er nicht mehr zurück konnte, und er hatte sich schon mit einem komischen Gefühl im Bauch auf den Skelett-Sessel gesetzt. Dabei war nichts passiert. Das Kissen hatte normal unter dem Gewicht nachgegeben wie bei jedem anderen Sitzplatz. Er hatte sich auch zurückgelehnt und spürte nun den Druck der Knochen in seinem Rücken. Auch das war normal.

Die Augen hielt er offen.

Sir James, Glenda und Bill ließen ihn nicht aus dem Blick. Sie waren gespannt, und der Reporter wirkte wie jemand, der auf dem Sprung stand, um möglichst rasch eingreifen zu können, wenn etwas passierte.

Doch es geschah nichts. Die Ruhe blieb, die Normalität, in die sogar ein Sessel wie dieser hineinpasste.

Sir James übernahm das Wort. »Wie geht es Ihnen, Suko? Wie fühlen Sie sich?«

»Zwar etwas unbequem, aber trotzdem normal. Ich habe den Eindruck, auf einem Stuhl mit Sitzkissen zu hocken. Da ist nichts, was mich in Gefahr bringen könnte.«

»Hat John sich denn geirrt?«

»Nein, Sir, bestimmt nicht. Ich gehe davon aus, dass der Sessel bei jedem Menschen anders reagiert. Sehen Sie, es kommt darauf an, ob er ihn annimmt oder abstößt. Mich will er wohl nicht, und ich frage mich, ob ich mich darüber freuen soll.«

»Da wäre noch eine dritte Möglichkeit. Dieser Skelett-Sessel ist gleichzeitig auch ein Mörder!« Der Superintendent rückte an seiner Brille. Ein Zeichen seiner Verlegenheit. Dann räusperte er sich.

»Steh doch lieber auf!«, flüsterte Glenda. »John ist verschwunden. Reicht das nicht?«

Suko lächelte. »Ich habe mich daran gewöhnt. Ich werde warten, weil ich einfach davon überzeugt bin, dass etwas geschieht. Der Sessel kann mich annehmen oder ablehnen. Ich bin auf beides gespannt und habe mich auch darauf eingestellt.«

Sir James räusperte sich. »Hören sie, Suko. Sollen wir auch den Sessel ausprobieren und darauf warten, was möglicherweise mit uns geschieht? Wäre doch eine Möglichkeit.«

»Ein Versuchskaninchen reicht, Sir!«

»Wie Sie meinen.«

Natürlich wusste Suko, dass der Sessel auch als Mörder fungiert hatte. Es war für ihn ein Spiel mit dem Feuer. Er wollte ja herausfinden, wie es überhaupt möglich war, dass dieser Skelett-Sessel töten konnte.

Allgemein wusste er Bescheid. Da setzte dieser Knochenplatz seine Magie ein, aber wie dies speziell ablief und was dahinter steckte, war

Suko unklar.
John Sinclair war verschwunden. Fast schon wegteleportiert worden, wie sie es zusammen vor einiger Zeit erlebt hatten. Diese Kräfte waren hier jedoch nicht existent. Nicht in dem Maße wie damals.
Und wenn, dann lag ein anderer Grund vor.
Magie, die über Zeiten hinweg existent geblieben war und auch noch nachwirkte. Große, dämonische Kräfte von einer kaum beschreibbaren Machtfülle. Wenn sie eingriffen, würde sich Suko dagegen wohl nicht wehren können.
Und sie griffen ein.
Suko spürte genau die Veränderung. Sie kam nicht radikal und sofort, sie war einfach da wie ein magisches Vibrieren, und er hatte den Eindruck, als wollte sich der Sessel zum ersten Mal gegen ihn sträuben. Dieser Sitzplatz lehnte ihn ab.
Suko konnte es nicht genau beschreiben. Es war nur ein Gefühl, und es gab nichts, was ihn davon befreit hätte. Er stemmte sich dagegen, er wehrte sich, er wollte nicht, er hätte noch die Chance gehabt, aufzustehen, was ja so einfach war. Er brauchte sich nur einen Ruck zu geben und sich hinzustellen.
Es war nicht einfach. Suko blieb sitzen. Er konnte nicht. Sein Körper war um einiges schwerer geworden. Auf seiner Stirn schimmerten plötzlich Schweißtropfen, als hätte er sich bei irgendeiner Arbeit gewaltig angestrengt.
Die andere Kraft hielt ihn fest.
Auch seine Freunde merkten, dass etwas mit ihm geschah. Glenda schüttelte als Erste den Kopf. »Verflixt«, flüsterte sie, »da stimmt doch etwas nicht. Seht ihr es nicht? Seht ihr es denn nicht!«, rief sie und schnellte von ihrem Platz hoch. Sie blieb für einen Moment stehen, um dann nach vorn zu springen.
Sir James reagierte mit einem scharfen Ruf, der Glenda nicht aufhalten konnte. Bill Conolly reagierte schneller. Sein Arm schoss vor.
Er bekam das Handgelenk der Frau im letzten Augenblick zu fassen und zerrte sie zurück.
»Nicht doch!«
Glenda fuhr zu ihm herum. Ihre Augen blitzten. »Bill, siehst du denn nicht, dass es ihm schlecht geht?«
»Noch ist nichts passiert.«
Glenda regte sich auf. »Was heißt das denn schon, Bill? Es ist doch einfach nicht…«
Sir James griff ein. »Bitte, Glenda, halten Sie sich zurück. Er weiß schon, was er tut.«
Sie gab ihren Widerstand auf und merkte auch, dass sich der Griff der Finger lockerte.

Abwarten – lauern…
Suko stöhnte leise. Es war ein Laut der Verzweiflung, und er fühlte sich in diesen Momenten auch so und nicht anders. Suko war nur noch äußerlich er selbst, in seinem Innern hatten längst andere Kräfte die Kontrolle übernommen. Er fühlte sich geleitet, kontrolliert, und er merkte sehr genau, dass der Skelett-Sessel unter ihm reagierte. Das Vibrieren war geblieben. Ihm kam es vor, als hätte dieser Sessel eine Botschaft. Eine gute, denn Suko merkte immer stärker, wie sich der Einfluss vergrößerte. Auch bewegte sich der Sessel jetzt.
Es blieb nicht bei den Vibrationen, die einzelnen Knochen zitterten.
Da veränderte sich der Druck in seinem Rücken, als würde ein Knochenstück über seine Haut hinwegschaben. In ihrem oberen Teil kippte die Lehne etwas nach vorn und presste sich gegen seinen Nacken. Er hörte sich selbst stöhnen. In seinem Kopf spürte er den Druck, und auch die Armlehnen drängten sich zusammen, wobei sich gleichzeitig ihre Enden – die zu Fäusten geballten Skelettfinger – lösten. Sie streckten sich, sodass aus den Fäusten wieder normale Hände wurden, dann stemmten sie sich hoch.
Es geschah in einer ungewöhnlichen Lautlosigkeit. Er hörte kein Knacken, Knirschen oder Reißen. Alles blieb so ruhig, so erschreckend ruhig. Die große Gefahr wurde ihm erst bewusst, als sich die Knochenarme in die Höhe stemmten und sich gleichzeitig drehten, sodass Suko gegen die gelblich schimmernden Handflächen schauen konnte.
Finger zitterten, krümmten sich, zeigten mit den Spitzen auf ihn.
Suko hatte den Eindruck, von gefährlichen Messern bedroht zu werden, die nur darauf warteten, in sein Gesicht zu stoßen und dort tiefe Wunden zu hinterlassen.
Er konnte noch klar denken. Und deshalb dachte er auch an die Worte seines Freundes John Sinclair, der ihm von den Morden berichtet hatte. Einen Toten hatte Suko selbst gesehen. Er war durch den Sessel ermordet worden. Oder etwa durch die Klauen? Suko sah sie sehr deutlich. Sie schwebten in Kopfhöhe vor ihm. Die Spitzen der Finger wiesen in seine Richtung. Sie alle vereinigten sich zu einem Symbol des Schreckens, und es kam noch etwas hinzu.
An seinem Hinterkopf hörte er das Kichern!
Ein Geräusch, das ihm die Haare zu Berge stehen ließ. Es hielt sich kein Mensch dort auf, und er suchte verzweifelt nach einer Erklärung. Es gab für ihn eine, aber die war irrsinnig. Das Kichern konnte nur der Schädel ausgestoßen haben.
Aber der war doch tot…
Suko wusste nicht mehr, was an diesem Sessel noch lebte oder tot war. Er konnte sich nicht wehren. Dieser Thron hatte ihn vollends eingenommen, und ihm war längst klar geworden, dass er anders

behandelt wurde als sein Freund John.

Der Sessel lehnte ihn ab, er wollte ihn nicht. Und wen der Sessel ablehnte, den tötete er. So einfach war das.

Suko konnte sich nicht bewegen. Wenn er starb, dann in einer Starre, die er nicht gewollt hatte. Er spürte den Druck, die beginnende Angst, und er konnte hinter den Mordhänden die starren Gestalten seiner drei Freunde erkennen.

Gleichzeitig hörte er wieder das Kichern. Abgehackt wehte es durch seinen Kopf, als hätte jemand auf einem knöchernen Klavier gespielt. Suko wusste, dass er einen Fehler begangen hatte. Der Sessel würde ihn töten.

Das war genau der Moment, der Glenda auf die Palme brachte. Sie hielt es nicht mehr aus und stürmte dem Sessel entgegen…

***

Bill Conolly wusste selbst nicht, was mit ihm los war. Normalerweise wäre er nicht so starr auf seinem Platz sitzen geblieben, denn er sah nicht nur, wie schlecht es Suko ging, er hatte auch mitbekommen, wie sich die Skelettarme erhoben und sich die Hände gedreht hatten. Ihre knochigen Fingerspitzen waren dabei zu Waffen geworden, die auch töten konnten.

Aber Bill tat nichts.

Auch Sir James blieb sitzen. Er hockte in einer steifen Haltung auf der Couch und machte den Eindruck eines Mannes, der sich zwar entschlossen hatte, den Raum zu verlassen, es bisher aber noch nicht übers Herz hatte bringen können.

Und so blieb er sitzen.

Wie auch Bill.

Beide Männer waren ebenfalls von der Magie erfasst worden, die hier herrschte. Sie hatte sie ausgeschaltet. An Glenda Perkins war die Magie vorbeigehuscht.

Die Frau konnte sich nicht erklären, warum niemand etwas tat.

Die beiden sahen doch, wie schlecht es Suko ging, dass er dicht davor stand, getötet zu werden.

Sie atmete heftig. Ihr Blick glitt nach rechts, wo Bill Conolly saß. Er wirkte wie eine Statue und hielt noch immer ihr rechtes Handgelenk fest. Der Griff war nicht mehr so hart wie am Anfang, sondern schlapp geworden. Dieser Ausdruck passte zu den beiden Männern.

Sie waren einfach schlapp und hatten ihre sonstigen Energien verloren.

Nicht so Glenda. Sie wollte nicht Zeugin eines Mordes an einem Freund werden. Deshalb handelte sie.

Mit einem Ruck befreite sie sich aus dem Griff. Bill fasste nicht einmal nach. Er tat auch nichts, um die Frau aufzuhalten, und Glenda

nutzte ihre Chance.

Mit wenigen Schritten hatte sie den Skelett-Sessel erreicht. Sie wollte Suko in die Höhe zerren und zuvor die beiden Knochenarme zur Seite drücken.

Es blieb beim Versuch.

Sie schlug mit beiden Händen zu, aber weder die rechte noch die linke Hand fanden Widerstand. Sie huschten hindurch.

Es war kein Skelett vorhanden. Es gab den Sessel nicht, aber es gab ihn doch. Es gab ja Suko. Glenda taumelte nach vorn. Diese letzten Gedanken waren ihr während der Bewegung durch den Kopf gehuscht, und erst als sie gegen den TV-Apparat stieß, da kam ihr zu Bewusstsein, dass Suko und der Knochen-Sessel nicht mehr als ein Spiegelbild oder eine Projektion gewesen waren.

Kein Mensch mehr im eigentlichen Sinne. Die andere Seite hatte ihn längst geholt und nur sein Bild dagelassen wie ein in den Raum projiziertes Hologramm.

Glenda stützte sich an der Kante des TV-Tisches ab. Sie drehte sich um und schaute nun gegen die Rückseite des Sessels. Er war noch da, aber er war in Wirklichkeit nicht mehr vorhanden.

Mit blutleerem Gesicht und zitternden Knien ging sie auf den Sessel zu. Jetzt – jetzt hätte sie gegen ihn stoßen müssen, doch das war nicht der Fall.

Sie schritt hindurch, vereinigte sich mit dem Skelett-Sessel und der Gestalt des Inspektors.

Sie ließ den Sessel hinter sich. Zwei Männer saßen vor ihr. Waren auch sie nur noch Hologramme? Glenda fürchtete sich davor, deshalb wollte sie es genau wissen und ging zuerst auf Bill Conolly zu.

Sie fasste ihn an. Diesmal spürte sie den Widerstand seiner Schulter. Es gab ihn also, er war keine Geistgestalt. Bill war echt und Sir James sicherlich auch.

Sie rüttelte den Reporter.

Bill stöhnte leise, mehr tat er nicht. Dann flüsterte er trotzdem.

»Mein Kopf, ich – ich – habe dumpfe Schmerzen. Was ist nur geschehen? Ich kann es nicht…«

»Schon gut, Bill, schon gut.« Glenda wusste jetzt, dass der Reporter noch lebte und auch normal war. Sie musste sich wieder um die schreckliche Performance in ihrem Rücken kümmern, und deshalb drehte sie sich um. Sie tat es nicht bewusst langsam. Glenda kam sich einfach so matt vor. Sie hatte das Gefühl, als würden Bleigewichte an ihren Armen und Beinen hängen, die sie zurückhielten.

Nur schwer widerstand sie dem Druck der Tränen. Eine schwere Depression hatte sie überfallen, weil sie sich auch vorstellen konnte, dass sich das Schicksal eines John Sinclair und jetzt eines Suko erfüllen und mit dem Tod enden würde.

Sie sah den Sessel. Sie sah auch Suko. Und sie sah auch die Skeletthände, die sich nach innen gedreht hatten und auf die Kehle des Inspektors zu gewandert waren.

Sie lagen darum.

Glenda hielt den Atem an. Der Mund stand offen, ein ächzender Laut drang über ihre Lippen. Die Augen weiteten sich. Sie mussten mit erleben, wie sich die Spitzen der beiden Knochenklauen in das Fleisch des Halses drückten und Wunden hinterließen, aus denen erste Blutstropfen wie Perlen quollen.

Für sie stand fest, dass sie Sukos Tod erlebte, ohne dagegen einschreiten zu können…

***

Ich war wieder da!

Ja, ich war aus meiner kurzen Bewusstlosigkeit erwacht, aber es ging mir nicht gut. Nicht allein wegen der dumpfen Schmerzen in Nacken und Hinterkopf, es gab auch noch einen anderen Grund, der mich dazu zwang.

Es war die Situation, die Lage…

Ich saß auf diesem Stuhl, auf dem zuvor die blonde Frau gesessen hatte. Es war ein halbrund gearbeiteter Stuhl aus mächtigen Hölzern, der vielleicht bequem hätte sein können, wären da nicht die Stricke gewesen, die meine Arme auf die Lehnen pressten. Aber die Beine hatte man mir zusammengebunden, sie aber nicht an den Stuhl gefesselt, sondern frei gelassen. Ich konnte sie strecken und anziehen. Das Netz sah ich auch. Es lag zusammengerollt nahe der Tür, und ich dachte daran, dass es von der Decke gefallen war.

Deshalb schaute ich hoch, sah die Decke schwach im Schein der Kerze und entdeckte gleichzeitig die viereckige Öffnung dort, eine Art Deckenfalltür oder Luke, an deren Rändern meine Feinde gelauert hatten, bevor sie das Netz geworfen hatten.

Einfach und doch wirksam.

Wer immer Waffen trägt, so wie ich, der merkt, wenn sie ihm weggenommen werden. Mir hatten sie den Dolch weggenommen. Mit der Pistole hatten meine Feinde wohl nichts anfangen können, aus welchen Gründen auch immer.

Der Druck im Kopf war nicht so stark, als dass er mein Denkvermögen beeinträchtigt hätte, und ich fragte mich, wie es wohl weitergehen würde. Was geschah jetzt?

Ich wusste es. Es gab einen Begriff, den ich bestimmt nicht vergessen hatte. Das Gericht der Toten!

Wer immer diese Gestalten auch waren, ob Lebende oder lebende Tote, sie würden über mich Gericht sitzen und mich auch verurteilen, das stand fest. Und als Urteil gab es eigentlich nur eines.

Den Tod!

Grund genug, mich zu vernichten, hatte die andere Seite immer. In den langen Jahren hatte ich ihnen schon verdammt viele Niederlagen bereitet. Zusammen mit meinen Freunden hatte ich dafür gesorgt, dass so einiges im Reich der Schwarzblüter durcheinander geraten war, und selbst dem Teufel war es nicht gelungen, mich zu vernichten, was ihn besonders wurmte. Deshalb stand ich auf seiner Liste ganz oben.

Gehörten diese Feinde zum Teufel?

Indirekt schon, aber ich wusste auch, dass es nicht nur den Teufel gab. Es gab Asmodis. Hinzu kamen die beiden Wesen Beelzebub und Baphomet. Und diese drei setzten sich zu dem absolut Bösen zusammen, dessen Oberbegriff Luzifer war.

Nun gab es Menschen, die einmal Asmodis zugetan waren, zum anderen auch Baphomet oder Beelzebub. Ich hatte es hier höchstwahrscheinlich mit den Templem zu tun, und zwar mit denjenigen von ihnen, die den falschen Weg gegangen waren und auf der Seite Baphomets standen.

So einfach war das.

Noch sah ich sie nicht. Ich konnte mich auf meine Umgebung konzentrieren, die nicht sehr hell war, denn das Kerzenlicht reichte einfach nicht aus. Über mir befand sich die Luke, und durch die Öffnung strömte mir die kühlere Luft entgegen, die auch die Flamme der Kerze traf, diese nach unten drückte und dafür sorgte, dass sie sich gleichzeitig bewegte und ein flackerndes Licht schuf.

Meine Gedanken kreisten auch um die blonde Frau. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass sie zu meinen Feinden gehörte. Ich glaubte vielmehr daran, dass sie unfreiwillig in die Lage geraten war, und bestimmt gehörte ihr der Wagen, den ich gesehen hatte.

Ich hätte gern mit ihr gesprochen, sah sie aber nicht, obwohl mir mein Gefühl sagte, dass sie sich ganz in meiner Nähe befinden musste. Dafür hatte ich keinen Beweis, es war einfach ein Gefühl.

Der Beweis war der Gestank!

Ein ekliger Aasgeruch. Uralt, nach verwesendem Fleisch stinkend und eigentlich typisch für Zombies oder Ghouls, die immer wieder nach fauligem Fleisch rochen.

Wäre die Öffnung an der Decke nicht gewesen und hätte für etwas frischere Luft gesorgt, wäre mir schon übel geworden, so intensiv war dieser Geruch.

Ich streckte meine Beine vor. Es war die Gymnastik eines Fatalisten, denn aus eigener Kraft konnte ich mich nicht mehr bewegen, weil die Fesseln zu stramm saßen. Die waren wie Ketten und würden mich nicht freilassen.

Hilflos war ich ihnen ausgeliefert.

Mich hielten nicht nur zwei oder drei Stricke. Ich war regelrecht

verschnürt worden und konnte meine Arme nicht einmal um eine Fingernageldicke von der Sessellehne abheben.

So blieb mir nichts anders übrig, als auf das Gericht der Toten zu warten, wobei ich hoffte, dass sich meine Richter nicht allzu viel Zeit lassen würden.

Aus der Dunkelheit irgendwo vor mir hörte ich ein leises, zischendes Geräusch. Das war bestimmt kein Luftballon, aus dem die Luft entwich, und meine Spannung stieg allmählich an. Als sich das Geräusch wiederholte, wusste ich, was es war. Hier hatte jemand zweimal scharf ausgeatmet. Aber wer? Ein Monster? Ein lebender Toter?

Eine wandelnde Leiche? Ich musste mit allem rechnen und ärgerte mich noch stärker über meine Hilflosigkeit.

Dem Geräusch folgte die Stimme. Schwach nur, aber für mich gut zu verstehen. »Sind Sie okay?«

Es war die Stimme einer Frau, und sie hatte französisch gesprochen. Ich wusste noch immer nicht genau, wo ich mich befand.

Wahrscheinlich in den französischen Alpen – oder…?

»Oui, ich bin okay.«

»Gut.«

»Nein, nicht gut. Ich bin gefesselt.«

»Das weiß ich. Aber ich kann hier nicht weg. Mir ergeht es nicht anders. Sie haben mich an zwei Ringe gebunden, die in der Wand befestigt sind. Ich komme nur einen Schritt weit und kann die Dunkelheit nicht verlassen.« Ihre Stimme hörte sich gepresst an. Es lag auf der Hand, dass die Frau Mühe hatte, Haltung zu bewahren, und ich wollte sie ein wenig trösten.

»Keine Sorge, wir leben, und das ist ein gutes Zeichen.«

»Finden Sie?«

»Ja, warum nicht?«

Mich erreichte ihr trocken klingendes Lachen. »Das sieht bei mir anders aus. Ich weiß nicht, was ich denen getan habe, aber sie haben mich in der letzten Nacht erwischt.«

»Was trieb Sie denn in die Berge?«

»Der Beruf. Ich bin Fotografin. Ich arbeitete an einem Bericht über seltene Pflanzen in den Hochgebirgsregionen hier in Europa.«

»Da sind die Alpen genau richtig.« Die Frau räusperte sich. »Wie bitte?«, fragte sie dann erstaunt. »Haben Sie Alpen gesagt?«

»Genau.«

»Das ist ein Irrtum, Monsieur. Wir befinden uns zwar in den Bergen, aber nicht in den Alpen.«

»Wo dann?«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein«, sagte ich erstaunt, »das will ich nicht. Ich weiß es wirklich

nicht.«

»Gut, ich glaube Ihnen. Wir sind in den Pyrenäen.«

»Aha«, sagte ich nur. Mehr fiel mir nicht ein. Ob in den Alpen oder den Pyrenäen, es änderte nichts an der Situation. Ich war und blieb ein Gefangener.

»Sind Sie jetzt überrascht?«

»Ein wenig schon.«

»Mehr nicht?«

»Wie meinen Sie das?«

Sie atmete schnaufend. »Wissen Sie, ich kann mir nicht vorstellen, dass man es einfach so hinnimmt, von diesen Wesen gefangen worden zu sein. Das sind doch keine Menschen, das sind Monster, lebende Tote. Ja, ich glaube inzwischen, dass man sie als Zombies bezeichnen kann. Ich habe sogar von Einheimischen gehört, dass es diese Wesen geben soll. Alte Mönche, die seit Jahrhunderten versteckt in den Bergen leben. Darüber habe ich natürlich gelacht, jetzt nicht mehr.«

»Mönche«, sagte ich leise. »Es sind einmal Mönche gewesen. Was dann geschehen ist, weiß ich auch nicht.«

»Dann wissen Sie schon viel. Zumindest mehr als ich.«

»Kein Widerspruch.«

Sie wechselte das Thema. »Wie heißen Sie eigentlich, Monsieur?«

Ich lachte leise. »Nicht Monsieur, sondern Mister. Ich bin Engländer und heiße John Sinclair. Aber sagen Sie bitte John zu mir, alles andere wäre in dieser Lage unpassend.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Ich bin Rose Cargill und stamme aus dem Elsass. Man nennt mich auch Rose.« Sie lachte. »Aber sagen Sie bitte nicht Rosie, das habe ich schon als Kind gehasst.«

»Keine Sorge. Da wir jetzt schon einiges voneinander wissen, können wir uns überlegen, wie es weitergeht.«

»Was meinen Sie?«

»Wir müssen hier raus!«

»Himmel, Sie haben Nerven. Glauben Sie denn, das würden diese Bestien zulassen? Ich wundere mich sowieso, dass ich noch nicht irrsinnig geworden bin. Einige Male stand ich kurz davor, habe mich aber immer wieder gefangen.«

»Sterben will ich auch nicht.«

»Wer will das schon«, sagte sie. »Bei Ihnen habe ich nur das Gefühl, dass Sie nicht zufällig hier gelandet sind. Sie haben sicherlich einen speziellen Grund für Ihr Kommen gehabt.«

»Kann man sagen. Ich bin diesen Mönchen oder Wesen auf der Spur. Sie sind mein Fall.«

Rose dachte über die Antwort nach. »Fall?«, flüsterte sie dann.

»Wissen Sie, wie sich das anhört? Als hätte ich es hier mit einem Polizisten zu tun.«

»Vielleicht enttäusche ich Sie, aber so ist es. Ich bin Polizist, gehöre zu Scotland Yard.«

»Auch das noch.«

»Wieso?«

»Ist mir nur so herausgerutscht.«

Rose verfiel wieder in Schweigen, und auch ich hielt mich zurück.

Ich hörte sie leise weinen, denn jetzt war es mit ihrer Beherrschung vorbei. Wahrscheinlich war es gut für sie, deshalb ließ ich sie auch zunächst in Ruhe und kümmerte mich um meine eigenen Probleme.

An erster Stelle standen die Mönche, die über mich Gericht halten wollten. Das Gericht der Toten schwebte als Drohung über meinem Kopf. Ich fragte mich, wann sie kommen würden. Bisher hatte ich sie noch nicht zu Gesicht bekommen, doch ich machte mich auf das Schlimmste gefasst. Es schien, als könnte Rose Gedanken lesen, denn sie kam von allein auf das Thema zu sprechen.

»Wenn Sie diese Bestien sehen würden, Sie verlören den Glauben an die Welt. Sie sehen einfach furchtbar aus und so unterschiedlich.«

»Wie viele sind es genau?«

»Drei kenne ich. Kann aber nicht garantieren, dass es nicht noch mehr sind. Diese Räume hier im Innern des Berges schienen ziemlich groß zu sein. Das ist wie ein natürliches Felsenhaus oder eine Steinburg. Ich kann das auch alles nicht fassen.«

»Haben Sie Ihnen denn etwas getan?«

»Nein, nein. Nicht dass ich wüsste. Ich bin ihnen wahrscheinlich nur zufällig in die Quere gekommen.«

»Das könnte stimmen.«

»Und was wollen die von Ihnen?«

»Muss ich das noch sagen, Rose?«

»Nein«, flüsterte sie, »nein, das brauchen Sie nicht.« Danach schwieg sie.

Da auch ich nichts sagte, wurde es sehr still. Die Ruhe empfand ich als eine beklemmende Last, die sich über uns wie eine große Glocke gelegt hatte. Sie bedrückte mich, sie malträtierte meine Seele. Ich fühlte mich auch psychisch gefangen, aber ich war trotzdem voll da und hörte deshalb auch die fremden Geräusche in dem Moment, als sie aufgeklungen waren.

Nicht über mir, sondern außen und an der Tür. Jemand kratzte über das Holz. Es war leicht, sich auszurechnen, dass es lange Totenfinger waren. Das Geräusch versickerte. Ein anderes löste es ab.

Hässliches Quietschen, als die Klinke nach unten bewegt wurde.

Wenig später bekam die Tür Druck. Sie wurde nach innen gestoßen, sie gab den Weg frei für eine Prozession des Schreckens…

***

Das Licht reichte aus, um den Restschein bis in die Nähe der Tür gleiten zu lassen. In seine flackernden Bewegungen hinein stießen die Schatten der Ankömmlinge.

Rose konnte sich nicht mehr beherrschen. Sie stieß einen leisen Schrei des Erschreckens aus, als die erste der Gestalten den Schein durchquerte.

Es war ein typischer Zombie, eingehüllt in ein schmutzig-weißes Leichengewand. Er bewegte sich langsam in das Verlies. Die Haut war an zahlreichen Stellen von nässenden Geschwüren und Pusteln aufgerissen. Ein widerlicher Gestank wehte als Wolke auf mich zu, sodass ich zunächst einmal den Atem anhielt.

Das bleiche Wesen mit den verfilzten Strohhaaren am Hinterkopf schlurfte an mir vorbei und stellte sich dort hin, wo der Tresen oder die Kommode stand.

Der zweite Mönch kam. Auch verändert, degeneriert, widerlich.

Grünhäutig und nackt, geschlechtslos. Sein Kopf glich einem Zerrbild des Teufels. Aus der Stirn wuchsen zwei stumpfe Hörner. Die Ohren liefen nach oben hin spitz zu – Mr. Spock hatte Pate gestanden –, auf dem Schädel wuchs kein Haar, und seine Wangen sahen aus, als wären sie aufgeblasen worden. Er glotzte mich an und schlich vorbei.

Der Dritte war nicht mal mehr ein Zombie. Ihn hatte ein anderes Stadium der Verwandlung erfasst. Als ich ihn sah, da kam mir eine schreckliche Dämonenbraut in den Sinn, denn ich musste bei seinem »Gesicht« an die Kreaturen der Finsternis denken. Obwohl er eine menschliche Gestalt aufwies, war in seinem Gesicht davon nichts zu sehen, denn das zeigte eine Mischung aus Schwein und Hund mit einem sehr großen Maul, in dem hässliche Mordzähne blinkten. Was dann an Körper folgte, schien knochenlos zu sein, denn er wälzte sich voran. Eine widerliche Masse Speck oder altes Fleisch, das aufeinander gedrückt worden war und mich schon an einen Ghoul erinnerte, wozu auch der Leichengestank beitrug, der mir abermals ins Gesicht wehte.

War das alles?

Nein, denn von außerhalb des Verlieses drangen weitere schleichende Schritte an meine Ohren. Da kam noch jemand. Es konnte durchaus sein, dass dieses Wesen der Anführer war, der Richter, der mich verurteilen wollte.

Ich schielte nach rechts. Die Düsternis schien sich zu bewegen, als der Schatten oder die Gestalt die Türschwelle erreichte und sie dann übertrat.

Jetzt war er da!

Ich hielt für einen Moment den Atem an, und das nicht nur wegen des penetranten Gestanks, denn dieser letzte war schlimm. Er kam mir vor wie der Tod persönlich, und so musste auch Rose Cargill denken, die bei seinem Anblick auf stöhnte.

Wer war er?

Zunächst sah ich keinen Oberkörper, weil dieser von einer dunklen Kutte verdeckt wurde. Aus dem Halsausschnitt aber schaute ein Schädel hervor, bei dem ich nicht wusste, ob er nun tatsächlich so aussah oder zur Hälfte von einer Maske verdeckt wurde. Er sah auch aus, als hätte jemand helle Farbe über ihn gekippt, die nicht bis überall hingelaufen war und Teile ausgelassen hatte. Zumindest die Partie um die Augen herum und die am Mund bis hin zum Kinn. Dafür war diese Stelle blutverschmiert, im Gegensatz zu den Augen, die in dunklen Schatteninseln lagen, wobei die Pupillen selbst in einem kalten Gelb schimmerten. Das war der Richter, das war für mich sofort klar.

Noch etwas fiel bei ihm auf. Auf seiner bleichen Stirn malte sich ein blutrotes Zeichen ab, ein Kreuz. Kein normales, sondern das Kreuz der Templer, das bekanntlich die Form eines eckigen Kleeblatts hat.

Er trug es zum Hohn und Spott, das war offensichtlich. Ohne die Frau oder mich auch nur eines Blickes zu würdigen, ging er an mir vorbei. Die Tür blieb offen, sodass etwas frischere Luft in das Verlies dringen konnte. Sie vermischte sich mit der aus der Deckenluke, es entstand Durchzug.

Die Gestalt ging weiter. Sie bog ab und erreichte die Rückseite des Tresens oder der Kommode, wo sie stehen blieb. Meiner Ansicht nach stimmten die Proportionen nicht, dieser Tresen war zu hoch für den Blutig-Bleichen, denn sein Kopf sah aus, als würde er mit dem Kinn auf dem Holz liegen. Von seinem schwarzen Umhang war so gut wie nichts zu sehen.

Seine Helfer hatten sich nicht verteilt. Sie standen an der rechten Seite des Tresens. Der Untote mit den Geschwüren hatte sich sogar auf die Kante gestützt, den Kopf nach vorn gedrückt und glotzte mich an. Dabei floss übel riechender Seiber aus seinem schiefen Maul.

»John!«, hörte ich Rose flüstern. »Verdammt, John, sagen Sie, dass es nicht wahr ist! Dass ich dieses ganze Grauen einfach träume!«

»Leider nicht.«

Sie stöhnte auf, flüsterte vor sich hin und wurde plötzlich von einer rauen, dumpfen Stimme unterbrochen. Der Richter hatte die Worte hervorgepresst.

Er sagte nur einen Satz. »Das Gericht der Toten ist eröffnet!«

***

Die Worte verklangen, und damit waren auch zumindest meine letzten Zweifel beseitigt. Es konnte Einbildung sein, aber mir erschien es so, als hätte sich die Atmosphäre verändert. Sie kam mir noch unheilschwangerer und todbringender vor als sonst.

Etwas Kaltes rann über meinen Rücken, als ich auf den Richter

starrte. Seine Augen bewegten sich. Die gelben Punkte wanderten nach links und rechts, und sie konnten sich unabhängig voneinander in verschiedene Richtungen bewegen.

Der Richter hob seinen rechten Arm. Dabei drückte er seinen Körper zur Seite, und als er sich wieder aufrichtete, da erschien auch seine Hand. Sie umklammerte einen mir selbst bekannten Gegenstand. Es war mein geweihter Silberdolch, den er hielt, ihn sich betrachtete und direkt neben die Kerze legte, wo das Licht Reflexe auf die Silberfläche warf und der eigentlich hätte geblendet werden müssen, weil sie durch sein Gesicht huschten. Dabei sahen seine Augen aus, als würden sie diese Lichtreflexe auffangen.

Für mich war zwar nicht eine Welt zusammengebrochen, ich wunderte mich trotzdem darüber, dass er den Dolch mit seiner bleichen Hand hatte anfassen können. Er stand auf der anderen Seite. Normalerweise war die Waffe Gift für ihn.

Warum jetzt nicht?

Er starrte mich an. Ein Raubtier, wenn ich diesen kalten, gelben Blick richtig einstufte. Der Mund, diese frische Wunde inmitten der Bleichheit, zuckte, als er die Lippen bewegte und den nächsten Satz formulierte. »Das Gericht der Toten hat sich zusammengefunden, um dich abzuurteilen und wegen des Frevels in den Tod zu schicken.«

»Tatsächlich?« Er ließ sich durch meine lockere Frage nicht beirren. »Dein Name?«

Ich überlegte, ob ich auf sein Spiel eingehen sollte und beschloss dann, mitzumachen. »John Sinclair.« Ich fügte noch etwas hinzu.

»Erzfeind der Hölle und schwarzmagischer Mächte.«

Der Richter nickte nur. »Wir wissen Bescheid.« Seine Stimme knarrte und klang dumpf. Sie schien in irgendwelchen Tiefen einer finsteren Totengruft geboren zu sein. »Du bist uns nicht unbekannt. Bisher hast du dich bei uns zurückgehalten, nun aber hast du die Grenze überschritten, denn du hast dir etwas angeeignet, das dir nicht gehört.«

»Der Skelett-Sessel?«

»Ja!«, dröhnte es mir entgegen.

»Ich habe ihn rechtmäßig erworben, ich habe ihn bezahlt, und er gehört demnach mir.«

»Nein!«, brüllte er. »Wem dann?«

»Dieser Sessel gehört uns. Wir wollen ihn haben. Wir wollten ihn schon immer haben. Damals wurde er uns weggenommen, aber das ist vorbei.«

»Wer nahm ihn euch weg?«

»Hector de Valois!«

Das hatte ich mir gedacht. Mein »Ahnherr« hatte also den gleichen Weg eingeschlagen wie ich. Wie sich die Bilder doch glichen. »Ihr

wisst also über ihn Bescheid.«

»So ist es.«

»Dann kennst du ihn auch?«

»Ich habe ihn erlebt!«

Rose Cargills Stimme unterbrach meine Gedanken. Sie hatte sehr genau zugehört, wie ich nun erfuhr. »Der – der ist doch verrückt. Was soll das?«

»Bitte, Rose, seien Sie ruhig.«

»Schon gut, schon gut. Aber ich kann mich eben nicht so zusammenreißen wie Sie.«

»Wer seid ihr?«, fragte ich nach einer Weile. »Was habt ihr mit dem Sessel zu tun?«

»Er stand hier bei uns!«

»Dann wurde er gestohlen?«

»Hector de Valois nahm ihn.«

»Pech.«

»Wir wurden bestraft. Wir gehörten zu Baphomets Dienern. Wir haben ihm versprochen, auf den Sessel zu achten, aber wir haben uns geirrt und getäuscht. De Valois war schneller. Baphomet bestrafte uns. Er ließ uns nicht sterben. Wir blieben die lange Zeit hier in der Einsamkeit. Wir versteckten uns, wir waren zum Leben verflucht. Und nur hin und wieder trauten wir uns aus den Verstecken hervor. Manchmal sind wir auch gesehen worden, und so entstanden die Legenden über uns. Wir schlürften das Blut der Tiere, aber auch das der Menschen. Warmes, dampfendes Fleisch fanden wir immer, und wir hatten Baphomet geschworen, ihm den Sessel zurückzubringen.«

»Ich habe ihn nicht.«

»Das wissen wir. Dennoch wirst du sterben. Durch dich sind wir wieder auf seine Spur gelangt. Wir waren dabei, ihn in unseren Besitz zu bringen, denn zu uns zählte noch jemand, den du vernichtet hast. Deshalb bist auch du dem Tod geweiht.«

Das musste das Geistwesen gewesen sein, das ich in den Staaten erlebt hatte.

»Damit habt ihr den Skelett-Sessel noch nicht!«

»Wir wissen, wo er sich befindet.«

»Wo denn?«

»In deinem Haus.«

Da hatte der Richter Recht. Ich hatte einiges über den Sessel erfahren, aber ich wusste noch immer nicht, was ihn so wertvoll für diese Abtrünnigen machte. Und das wollte ich endlich erfahren. »Warum wollt ihr ihn besitzen? Was macht ihn so wichtig für euch? Wenn er Hector de Valois gehört hat, taugt er für euch nicht mehr.«

»Er speichert die Kräfte, auf die es uns ankommt. Wer ihn besitzt, hat Macht.«

»Über wen oder was?«
Es dauerte, bis wieder Laute aus seinem blutigen Maul drangen.
»Macht über seine Freunde und seine Feinde. Aber auch die Macht über die Zeit…«
Wenn mich seine Antworten bisher kalt gelassen hatten, so fing ich nun an, mich zu wundern. Macht über die Zeit?
Er hatte insofern rätselhaft gesprochen, weil ich mir darunter nichts vorstellen konnte. »Was heißt das – Macht über die Zeit?«
»Du brauchst es nicht zu wissen. De Valois hat es gewusst, wir wissen es, und Baphomet wird es wissen. Deshalb werden wir dafür Sorge tragen, dass er den Sessel zurückbekommt. Du aber hast ihn an dich genommen, und diese Tat kann nur durch den Tod gesühnt werden. Deshalb wirst du sterben.«
Ich gab auf, zumindest tat ich so. Tatsächlich suchte ich fieberhaft nach einem Ausweg, was nicht einfach war, weil ich in den Fesseln hing. Der Richter hatte bestimmt nicht gelogen, was die Zeit anging, denn ich hatte ja so etwas wie eine Zeitreise hinter mir. Nur war dieser Sessel ein sehr individuelles Teil. Er reagierte bei den verschiedenen Benutzern auch verschieden, aber ich wusste noch immer nicht, wer ihn hergestellt hatte oder wer er überhaupt war, denn er bestand ja aus einem ungewöhnlich großen Gerippe.
»Wer hat ihn geschaffen? Wer ist dieses Gerippe? Wem gehören die Knochen?«
Der Richter hatte meine Worte verstanden. Er wischte sie mit einer Handbewegung weg. »Es ist nicht wichtig«, röhrte er und bewegte seinen Kopf in eine bestimmte Richtung. Dort standen die drei Helfer. Auch sie drehten ihren widerlichen Schädel.
Sie schauten sich an. »Tod?«, röhrte der Richter dumpf.
Sie nickten. Zuerst das Wesen mit den zahlreichen Geschwüren.
Dann diese Kreatur der Finsternis, wie ich sie getauft hatte. Und zum Schluss der Abkömmling des Teufels.
Die ganze Szene kam mir vor; als würde sie sich in einem Raum einer Geisterbahn abspielen. Leider traf das nicht zu. Das hier war Ernst, und es würde tödlicher Ernst für mich werden, wenn es mir nicht gelang, einen Ausweg zu finden.
Der Richter nahm den Dolch und schlug mit seinem Griffende gegen das Holz. Der dabei entstehende dumpfe Laut kündigte an, dass er entschlossen war, das Urteil zu vollstrecken.
Er bewegte sich.
»Einen Augenblick noch!«, rief ich und hoffte, dass er innehielt.
Tatsächlich drückte er sich wieder zurück an seinen alten Platz.
»Was willst du denn?«
»Ich weiß nicht, ob du es weißt, aber jeder zum Tode Verurteilte hat noch einen letzten Wunsch. Ich möchte, dass du mir diese Gnade

erfüllst. Wirst du das tun?«

»Nein!«

»Warum nicht?«

»Du musst sterben.«

Ich grinste schief, obwohl es mir schwer fiel. »Ich will auch nicht um mein Leben bitten, sondern um das einer anderen Person. Ich kann euch nicht entkommen, ihr habt die Macht.« Ich stapelte bewusst tief. »Aber es gibt hier eine Person, die mit dieser Sache nichts zu tun hat. Sie ist völlig unschuldig. Deshalb möchte ich euch bitten, dass ihr sie freilasst. Sie kann euch nicht gefährlich werden.«

Rose Cargill hatte alles verstanden. »John – du – du bist verrückt. Das kannst du nicht tun.«

»Bitte, Rose!« Ich hoffte, dass sie das Drängen in meiner Stimme verstanden hatte. Tatsächlich hielt sie den Mund.

Wieder bewegten sich die gelben Augenlichter des Richters. Wieder zuckten seine Lippen, und für einen Moment vermehrte sich der blutige Schaum. »Sie hat uns gesehen.«

»Na und? Ist das denn schlimm? Ich glaube nicht. Einige Menschen haben euch im Laufe der langen Jahre gesehen, sodass sich die Legenden bilden konnten. Da kommt es auf sie auch nicht an.«

Der Richter drehte den Kopf. Er schaute Rose an. Ich wusste, dass er sich in den nächsten Sekunden entscheiden würde. Dann sagte er etwas, das Rose und mich erschreckte.

»Ihr Fleisch und ihr Blut ist so frisch…«

Ich schloss für einen Moment die Augen. Das durfte doch nicht wahr sein! Was er hier sagte, ging über meinen Verstand, aber für ihn war es alltäglich.

Auch Rose hatte die Antwort verstanden. Ich hörte sie sprechen, weinen und lachen zugleich. »Das ist doch irre, John. Das kann nicht wahr sein!« Ihre Stimme kippte beinahe über. »Das ist der Irrsinn, das ist schlimmer als in einem…« Ihre Stimme erstarb. Rose konnte das Grauen nicht schaffen, das war einfach zu hoch für sie. Ich konnte mir vorstellen, dass Rose Cargill kurz vor dem Durchdrehen stand, aber ich hatte mich noch nicht geschlagen gegeben.

»Nehmt ihr die Fesseln ab! Tut mir den einen Gefallen. Das ist alles.«

»Warum?«

»Ich möchte, dass sie mich berührt. Ich weiß, dass ich keine Chance mehr habe, aber ich möchte, bevor ich sterbe, noch einmal von einem Menschen umarmt werden. Sie wird euch nicht entkommen, wenn sie frei ist, und ich kann euch auch nicht entwischen. Und es wird sie freuen, sich verabschieden zu dürfen.«

»Sinclair, du bist verrückt!«

»Nein, Rose, nein…« Ich hätte ihr gern mehr gesagt, aber das konnte ich nicht. Es kam einzig und allein auf den Richter an, wie er sich

entscheiden würde.

Ich konnte nichts tun. Die Stricke saßen zu fest. Sie hatten sich zwar durch einige meiner Bewegungen etwas gelockert, das reichte jedoch nicht aus.

»Nun?«

Der Richter bewegte seinen blutigen Kopf. Er hatte sich noch nicht entschieden. Dann nickte er, aber nicht in meine Richtung, sondern zu seinen Artgenossen hin.

War das die Entscheidung?

Zumindest eines der drei Wesen bewegte sich. Es war der grünhäutige geschlechtslose Teufel. Bei jedem Schritt kratzte seine hornige Haut über den Steinboden. Als er in den Lichtschein der Kerze geriet, sah ich zum ersten Mal seine Hände.

Nein, das waren Krallen. Lang und widerlich, leicht gekrümmt und hornig. Damit konnte er Körper zerreißen.

Mein Optimismus geriet ins Wanken. Ich wusste nicht, welcher Befehl dieser Bestie übermittelt worden war. Wenn ich mir aber die Pranken anschaute, konnte es gut sein, dass er nicht das tat, was ich mir wünschte.

Er passierte mich.

Rose sprach mit sich selbst. Hastige, geflüsterte Worte. Damit wollte sie wahrscheinlich ihre Angst unterdrücken, denn auch sie traute dem Frieden nicht.

Die Gestalt tauchte in die Dunkelheit ein. Ihre Umrisse waren für mich nur noch zu ahnen. Ich hörte sie stöhnen – oder war es die Frau? Da mischten sich die Geräusche, und ich warf einen Blick auf den Richter, der sich nicht rührte.

Tat er mir den Gefallen? Fühlten er und seine Wesen sich tatsächlich stark genug? Ich konnte es nur hoffen und drückte Rose und mir die Daumen, denn das war wirklich unsere letzte Chance. Und ich hoffte auch darauf, dass die Fotografin Nerven bewies und später nicht durchdrehte.

Er hatte sie erreicht.

Rose war verstummt. Nein, sie atmete noch. Schwer, heftig und keuchend. Wenn die Gestalt so dicht vor ihr stand, musste sie Schreckliches durchmachen, und ich hörte auch ihr Flüstern. »Nicht die Krallen, nicht die Krallen…«

Etwas klirrte. Wahrscheinlich waren es die Eisenringe, die gegen das Gestein stießen. Bedeutete dieser Laut, dass der grüne Teufel dem Befehl gefolgt war?

Die Antwort gab mir der Richter. »Sie ist frei!«, keuchte er.

Ich schloss für einen Moment die Augen. Lächelte sogar. Schweiß perlte über meinen Körper, und ich musste mich stark zusammenreißen, um nicht die Nerven zu verlieren. Letztendlich war

auch ich kein Roboter, nur ein Mensch, der aus Erfahrung gelernt hatte und seine Nerven einigermaßen im Zaum hielt.

Das grüne Monster kehrte zurück. Es kam aus dem Schatten. Die Augen blickten böse wie eisige Ovale. Er ging so dicht an mir vorbei, dass er meine Schulter streifte. Ich hatte das Gefühl, als würden Krallen durch meine Haare kratzen. Dann war er vorbei.

Ich hatte mich wieder gefangen und konnte nur hoffen, dass Rose Cargill die Nerven behielt.

Ich sprach sie an. Sie rührte sich nicht. Nur ein Schluchzen wehte mir entgegen. »Bitte, Rose, Sie haben meinen letzten Wunsch gehört. Kommen Sie her, umarmen Sie mich. Bitte!«

»John, was soll das? Wir sind verloren. Ich habe eine Galgenfrist. Die werden uns vernichten und…«

»Bitte, Rose!« Meine Stimme war drängend geworden und hatte einen metallischen Klang angenommen. Verdammt noch Mal, sie sollte sich zusammenreißen, denn es kam einzig und allein auf sie an, auch wenn sie es nicht wahrhaben wollte.

Wieder verstrichen einige Sekunden. Die Bewegung ahnte ich mehr, als dass ich sie sah. Dann aber hatte sich Rose Cargill überwunden. Sie löste sich, ging weiter, doch es war mehr ein Schwanken als ein normales Laufen. Die Arme hielt sie seitlich gestreckt, als wollte sie so das Gleichgewicht halten. Ihr Gesicht wirkte im Schein der Kerze wie eine Maske aus Wachs. Es war starr, doch gleichzeitig liefen Schweißtropfen in langen Bahnen daran entlang. Zusätzlich rannen noch Tränen aus den verweinten Augen.

Ich lächelte ihr zu.

Ihr Mund zuckte. Es war bestimmt kein Lächeln. Diese Frau musste sich fühlen wie jemand, der seiner eigenen Hinrichtung entgegenschreitet. Uns trennten wenige Schritte, und diese Distanz legte sie zitternd zurück. Wir waren zwar Fremde, aber in diesem Fall Verbündete, die gemeinsam in den Tod gehen sollten.

Rose schaute auf mich herab.

Sie weinte. Ich sah ihr an, dass sie etwas sagen wollte, doch sie brachte kein einziges Wort über die Lippen.

»Bitte«, sagte ich leise, »umarme mich…«

Sie zwinkerte mit den Augen. »Aber was soll ich…?«

»Tu es!« Ich drängte, denn ich wusste auch, dass man uns genau beobachtete. Ich wollte ihr etwas sagen, konnte aber nicht laut sprechen und musste sie so nahe wie möglich an mich herankommen lassen.

Sie streckte mir ihre Arme entgegen und sah jetzt aus wie ein Kind, dass sich noch nicht richtig entschieden hatte.

»Umarmen!«, zischelte ich.

Endlich beugte sie sich nieder. Ihre Hände fanden meine Schultern,

glitten daran entlang bis hin zu den Armen, was mir noch immer nicht genügte, denn ihr Oberkörper war noch zu weit von mir entfernt. »Richtig, Rose, richtig. Wie bei einem Geliebten…«

»Ja, ja…«

Sie strengte sich ja an. Plötzlich spürte ich ihre rechte Wange an meiner linken. »Gut«, hauchte ich, »das ist gut.«

»Aber was soll ich denn…«

»Ruhe, ganz ruhig, wir schaffen es.«

»Das ist…«

»Greifen Sie in meine rechte Tasche, Rose. Sie finden dort ein geweihtes Silberkreuz. Holen Sie es hervor, halten sie die Kette fest und schleudern Sie das Kreuz auf diesen Richter zu. Dann nehmen Sie den Dolch und rammen die Klinge in die Körper der Monster. Es ist etwas viel verlangt, ich weiß, aber ich trage noch eine Pistole. Wenn Sie damit umgehen können, lassen Sie den Dolch liegen und nehmen Sie die Beretta. Die Waffe ist entsichert. Ich hatte sie weggesteckt, als das Netz über mich fiel, und die Wesen kennen keine Pistolen. Verstanden?«

»Ja…«

»Können Sie schießen?«

»Ja…«

»Dann tun Sie bitte alles, was ich gesagt habe, es geht jetzt um unser beider Leben!«

»Ich versuche es!«

»Haben Sie alles begriffen?«

»Ja.«

Der Richter mischte sich ein. Ihm dauerte es zu lange. Seine Stimme klang wie das Grollen eines Unwetters. »Jetzt wirst du sterben, Sinclair! Es ist vorbei!«

»Los!«, rief ich.

Und plötzlich erwachte der Körper der Frau aus seiner Starre. Ich wunderte mich darüber, wie schnell Rose handelte. Sie griff mit der linken Hand in meine rechte Jackentasche, wo das Kreuz steckte.

Mit der anderen Hand fand sie schon beim ersten Versuch die Beretta und zerrte sie aus dem Gürtelholster hervor.

Nicht die Tat an sich musste den Richter gestört haben, es waren allein die Bewegungen gewesen, die ihm einen wütenden Schrei entlockten. Der kam zu spät, denn Rose hielt die Waffen inzwischen fest und war von mir weggesprungen.

Sie hatte genau behalten, was ihr von mir eingeschärft worden war. Mit einer schnellen Drehung nach rechts stand sie praktisch vor dem schrecklichen Richter, der noch immer so aussah, als hätte er den Kopf mit seinen blutigen Lippen auf den Tresen gelegt.

Rose schleuderte ihm das Kreuz entgegen. Dabei hielt sie die

Silberkette fest. Ich hörte, wie das Kreuz aufprallte und dann weiterrutschte, dem Gesicht entgegen.

Es erwischte das blutige Maul.

Der Schrei war furchtbar, der durch das Verlies hallte. Rose war noch nicht fertig. Sie bewegte sich wie ein Automat und vergaß nicht, den Dolch an sich zu nehmen. Sie steckte ihn in die Tasche, zog das Kreuz wieder zu sich heran und nahm sich noch die Zeit, einen letzten Blick auf den Richter zu werfen.

Von seinem eigentlichen Schädel war nichts mehr zu sehen. Was da auf der Platte des Tresens dampfte, war nur noch eine puddingartige Masse, die dicke Blasen warf.

Das konnte ich sogar erkennen. Ich verfluchte meine Fesselung und die damit verbundene Hilflosigkeit. Doch wenn ich Rose Cargill sah, konnte ich wahrhaftig nicht vom schwachen Geschlecht sprechen. Sie wirbelte, dass es eine Pracht war.

»Jetzt an die anderen…«

Ich kam nicht mehr weiter, denn genau in diesem Moment hatte mich das Wesen mit den nässenden Geschwüren erreicht und legte seine Totenklauen um meinen Hals…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 771 »Der Knochen-Sessel«